

NS-Zeit und Kriegsende in Bombach – ein Bericht des Geistlichen Dr. Fridolin Mayer

Von Michael Schonhardt

Noch im Mai 1945 erließ Erzbischof Gröber einen Runderlass an die Dekane der Erzdiözese, in dem er die Mitteilung so genannter Kriegsberichte aus allen Pfarreien seines Bistums verlangte.¹ Aus der kleinen Breisgaugemeinde Bombach meldete der Pfarrer und Geistliche Rat Fridolin Mayer²: *„Die Vorgänge am 20. und 22. [April 1945] bei uns in Bombach sind so interessant und instruktiv für das Kriegsende, daß sie wert sind, in die Geschichte einzugehen. Ich werde den ganzen Verlauf eingehend schildern für die Pfarrchronik und das erzb. Ordinariatsarchiv [...]. Vorläufig muss ich aber noch einige dunkle Punkte aufklären, wozu mir aber infolge der Verkehrsverhinderung die Möglichkeit fehlt.“*³ In den über die Pfarrei Bombach geführten Akten des Ordinariates fand sich nun der versprochene Bericht Mayers in Form eines 30-seitigen und teilweise handschriftlich korrigierten Typoskripts⁴; da er auch heute noch *„interessant und instruktiv für das Kriegsende“* ist, wird er im Folgenden zum ersten Mal veröffentlicht.

Mayer muss diesen undatierten Bericht nach 1952 verfasst haben, da der von ihm genannte *„Prälat Eckert“* erst in diesem Jahr zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt wurde. Mayer selbst erhielt seine akademische Ehrung zum Dr. h.c. übrigens am 13. 12. 1947 von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität.⁵ Ob diese Verzögerung der Aufklärung der erwähnten *„dunklen Punkte“* geschuldet war, sei dahingestellt, vermutlich schrieb Mayer den Text aber aus Anlass seiner Zuruhesetzung in diesem Jahr, mit der auch seine Erzäh-

¹ EAF B2-35-152, Kriegsberichte, Erlass vom 17. Mai 1945.

² Der Nachlass Mayers befindet sich heute im Erzbischöflichen Archiv: EAF Na 16. Hauptsächlich enthält er Varia zum I. Weltkrieg sowie verschiedene Post aus dem Feld.

³ EAF B2-35-151, Kriegsberichte aus dem Dekanat Waldkirch, Pfarrei Bombach vom 2. 7. 1945.

⁴ EAF B4-1945/2851, Leitung/Personal (Ortsakte Bombach).

⁵ Vgl. Promotionsurkunde vom 13. 12. 1947 in EAF, Personalakte Dr. Fridolin Mayer, gestorben 1956.

lung endet. Trotz dieses zeitlichen Abstandes von zwei Jahren decken sich seine Ausführungen mit dem knappen Kriegsbericht vom Juli 1945.

Mayer, der mit dem Talent eines unterhaltsamen Erzählers gesegnet war, schildert auf eingängige und fesselnde Art und Weise seine Zeit in der Pfarrei Bombach, die er zwischen 1942 und 1947 leitete. Zwar streift er die unterschiedlichsten Aspekte seiner Tätigkeit, einen besonderen Schwerpunkt legt er aber auf seine Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und dem Zusammenbruch – oder nach Mayer „*Kladderadatsch*“ – des Nazi-Regimes.

Dabei bietet sein Bericht nicht nur Einsichten in die NS-Zeit auf der lokalen Ebene („*bis ins letzte Dorf hinein*“⁶), fern der großen politischen Bühne in Berlin, die es heute ermöglichen, „*weitreichende Erklärungsansätze der Nationalhistoriker am lokalen Beispiel zu überprüfen*“⁷.

Vor allem vermag der subjektive Bericht aber die Geisteswelt des katholischen Priesters Mayer zu erhellen, dessen Ablehnung des NS-Regimes in erster Linie religiös und sittlich motiviert ist und der auch sonst mit den Entwicklungen seiner Zeit hadert: „*Bombach wurde immer mehr großstädtisch und zwar innerlich und äußerlich.*“⁸ „*Fügen wir hinzu, die Menschheit ist in ein ganz rasendes Tempo hineingejagt worden: Eisenbahn, Rad, Auto, Flugzeug, V1 und V2, Atombombe, Marschieren! [...] Fußball, Sport jeder Art, Boxen, tanzen und weiß Gott was, nur keine Minute mehr Zeit und Ruhe in der Welt zum Denken und sich auf sich selbst besinnen! Massenpsychose!*“⁹ Trotz dieses Unbehagens gegenüber den Entwicklungen in der Welt zieht Mayer sich doch zu keinem Zeitpunkt aus dieser zurück, sondern versucht, stets tatkräftig zur Besserung der Verhältnisse in seiner Pfarrei beizutragen.

Diese bodenständige Schaffenskraft zieht sich durch Mayers gesamte und durchaus außergewöhnliche Biografie. Obwohl sie mehrfach in seinem Bericht durchscheint, soll sie hier trotzdem als kurzer Abriss vorangestellt werden.

Geboren wurde Mayer am 15. Januar 1877 in Tannheim bei Villingen, die Priesterweihe erfolgte am 2. Juli 1902 in St. Peter. Nach Stationen als Vikar und Pfarrverweser in Schonach und Bräunlingen (1902 bis 1907) und als Kurat in Brombach (1907) wurde Mayer Missionar am Erzbischöflichen Missionsinstitut. 1914 bis 1917 nahm er als Feldgeistlicher an der Westfront am I. Weltkrieg teil.¹⁰ Seine Erlebnisse, auf die er auch im vorliegenden Bericht zu sprechen kommt, hat Mayer in einem eindrucksvollen Kriegstagebuch festgehalten, das er dem Ordinariat „*als Beitrag zur Geschichte der Feldseelsorge 1914–18 und zum*

⁶ Siehe S. //30 (entsprechend des Typoskripts).

⁷ Neisen, Robert: Lörrach und die Nazis: Verbrüderung wick Ernüchterung. Badische Zeitung vom 27. 4. 2013.

⁸ Siehe S. //5.

⁹ Siehe S. //7.

¹⁰ Dies und das Folgende aus seiner Personalakte, vgl. Anm. 5.

Vergleich mit derjenigen von 1939–45“ vermachte und das heute zusammen mit seinem Nachlass im Erzbischöflichen Archiv aufbewahrt wird.¹¹

Noch 1917 musste er aufgrund gesundheitlicher Probleme seine Tätigkeit im Feld aufgeben und wurde nach kurzer Station als Kaplaneiverweser auf dem Lindenberg Pfarrer von Norsingen (1918), später von Neudenu (1927) und – nach einer Tätigkeit als Missionar in Rumänien ab 1933 – von St. Ulrich (1939), von wo er dann auf eigenes Betreiben nach Bombach versetzt wurde. Ab 1947 verbrachte er seinen Ruhestand zunächst in Bräunlingen, dann ab 1955 im Altersheim in Villingen, wo er am 5. März 1956 verstarb. Neben den Aufzeichnungen aus seinem Leben verfasste Mayer auch eine Reihe kirchenhistorischer Schriften, die ihm 1947 die erwähnte Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität einbrachten.

Bei der Edition wurde versucht, den Text in seiner von Mayer intendierten Fassung wiederzugeben. Die handschriftlichen Korrekturen des Autors wurden stillschweigend eingearbeitet, ebenso wurden offensichtliche Tippfehler kurzerhand verbessert. Eigentümliche Schreibweisen wurden nicht geändert, auch die ursprüngliche Interpunktion ist beibehalten. Die handschriftlichen Anmerkungen und Ergänzungen wurden in « » gesetzt, grammatikalisch erforderliche Korrekturen oder Einfügungen sind durch [] gekennzeichnet. Die Namen von Privatpersonen sind anonymisiert, Amts- und Würdenträger erscheinen mit ihrem Klarnamen. Seitenumbrüche werden durch // und die jeweilige Seitenzahl kenntlich gemacht bzw. fett hervorgehoben.

Der Bericht

//1 Am 15. April 1942 kam ich mit Absenz von St. Ulrich hieher. Der voraus gegangene harte Schwarzwaldwinter hatte mich in der dortigen beschwerlichen Pfarrei und dem kalten Pfarrhaus stark mitgenommen. Die Pastoration war mir noch erschwert worden, wie allen Auto besitzenden Geistlichen, durch die von Berlin befohlene unzulängliche Zuteilung von Benzin und schließlich durch die am Josefstage erfolgte Entfernung des Winkels durch die Gendarmerie. Außerdem hatten unerquickliche Dinge in der Pfarrei mir mein Herzleiden verschlimmert, wie sie schon meinen Vorgänger krank gemacht und vertrieben hatten.

Die Bevölkerung in dem geschlossenen, klimatisch milden Breisgauländchen Bombach – etwa 370 Seelen – nahm mich mit großer Begeiste-

¹¹ EAF Na 16/1.

rung auf, denn sie hatte nicht ohne Grund befürchten müssen, daß wegen Priestermangel vorläufig kein Geistlicher mehr ins Dorf kommen würde, sondern der Vikar von Kenzingen die Pfarrgeschäfte *excurrento* versehen müsse. Nach einigen Wochen frug die Kirchenbehörde bei mir an, ob ich eingeben würde, falls die Pfarrei ausgeschrieben würde. Auf meine Bejahung hin wurde mir die Pfarrei übertragen und ich wurde am 19. Juli 1942 feierlich von Dekan Seiler¹² investiert in Verbindung mit der Feier meines 40 jährigen Priesterjubiläums.

I.

Bauliche Instandsetzung

Mein Vorgänger Ernst Schwehr¹³, geb. in Endingen 31.X.67, lange Zeit Pfarrer in Bötzingen a. K. war hier investiert worden [am] 23. 10. 27. Ein ruhiger, seeleneifriger, heiligmäßiger Priester. In den ersten Jahren seines Wirkens dahier hatte er eifrig an der Kirche restauriert. In den letzten Jahren war manches liegen geblieben und verwahrlost. Im Sommer 1941 hatte er, schon gebrechlich und krank, mit Mühe sein goldenes Priesterjubiläum gefeiert und starb am 29. [sic!] Februar 1942. R.I.P.

Schon am ersten Sonntag nach meinem Einzug hielt ich Stiftungsratssitzung und leitete die nötigsten Reparaturen ein: Bodenbelag, Wasserleitungen in der Waschküche, wegen Gefahr des Fußbrechens; Entwässerung und Trockenlegung des Kellers. Speisen die darin aufbewahrt wurden, waren am 2. Tage verschimmelt und unbrauchbar; die Wiederaufstellung des umgestürzten Gartenzaunes besorgte ich selber mit Hilfe von P. W., nachdem ich eichene Pfosten mit Hilfe des H. R. auf der Zirkularsäge bereitet hatte. Die dringend nötige Herrichtung des Pfarrgartens besorgten meine beiden Haushälterinnen mit vieler Arbeit, ebenso die Herrichtung der Böden des Pfarrhauses. Die Abortgruppe, die in den Hühnerstall durchsickerte, ließ ich abdichten und solid abdecken, ebenso die Schüttsteingrube im Hofe. Für Letztere ließ ich neue Ablaufrohre legen. Wäre das schon früher geschehen, so wäre die westliche Umfassungsmauer des

¹² Andreas Seiler (* 1. 11. 1882 in Unzhurst, † 5. 1. 1957 in Waldkirch), ab 1940 Dekan des Kapitels Waldkirch.

¹³ Ernst Schwehr (* 31. 10. 1867 in Endingen, † 28. 2. 1942 in Bombach), Pfarrer in Bombach von 1927–1942.

Hofes nicht unterspült und zum Umsturz gebracht worden, was im Winter der Fall war. Trotz aller meiner Bemühungen brachte ich die Maurer nicht dazu, mir zu helfen, Stützen anzubringen. Von den Arbeiten der Trockenlegung des Kellers wurde der Maurer 3 mal weggeholt zum Bau der „kaiserischen Munitionsfabrik“ in Kenzingen. Das 3. Mal wurde ihm mit Abholung durch die Gendarmerie gedroht. Von da ab war kein Maurer mehr beizubringen, nicht einmal zu dringenden Arbeiten an der Kirche. Das Kirchendach war gerade über dem Hochaltar so schadhaft, daß es hereinregnete und ein Dachsparren //2 vom Schwamm befallen war. Zement und Sand hatte ich beigebracht. Ersterer wurde schließlich unbrauchbar, letzterer von einquartiertem Militär 1945 gestohlen. Bei meiner Ankunft hier lag eine Mahnung des erzbischöfl. Ordinariates vor, zu berichten, ob die durch Kirchenvisitationsbescheid vom vorigen Jahre angeordnete Wiederherstellung des Sockels der westlichen Kirchenmauer ausgeführt sei. Ich hatte bald entdeckt, daß da Farbe und Pinsel nicht helfen konnten; denn der Schaden rührte daher, daß in vergangenen Jahrzehnten – trotz aller Kirchenvisitationen und Nachschau der kirchlichen Gebäude der Hohlraum zwischen der Kirchenmauer und dem Weg zum Friedhof eingeebnet worden war, so, daß im Vergleich zum Niveau des inneren Kirchenbodens außerhalb der Mauer 1–1½ Meter «hoch» Dreck liegt, der die Feuchtigkeit verursacht, abgesehen von der Nässe, die vom Berg her in die Fundamentmauer einsickert und im Innern zum Teil schon bis in die Kirchenmitte besonders beim Muttergottesaltar eingedrungen ist und die Kirche so feucht macht. Ich ließ vom erzb. Bauamt einen Plan fertigen zur gründlichen Trockenlegung und zugleich Ableitung des Wassers rund um die Kirche, auch vom Chor und alten Friedhof. Danach sollte eine Ableitung mit Zementröhren geschaffen werden, veranschlagt mit 1100 Mark. Das erschien mir zu teuer abgesehen davon, daß solche Röhren zur Zeit nicht zu beschaffen waren. Darum wollte ich es viel billiger und ebenso sachdienlich mit Sickerröhrchen aus Ton bewerkstelligen. Die Röhrchen hatte ich bald beigebracht, ebenso ein Chemikale zur Mischung mit Zement, um die feuchte Fundamentmauer auszutrocknen. Der Pflasterer war auch zur Besichtigung gekommen wegen Fertigung eines Pflasters zwischen Kirchenmauer und Weg. Ich hätte gleich noch den Weg zur Kirche pflastern lassen. Aber zum Aufgraben war einfach niemand zu bekommen. Ich wollte damit eigenhändig selber anfangen, merkte aber, daß mein Herz dabei nicht mehr mitmachen wollte. Ich hatte vorher gerade noch die Ableitung des Wassers vom Kirchendach durch den Garten zum

Teil mit Zementröhrchen fertig gebracht, wobei mir meine Haushälterinnen halfen. Gleichzeitig hatte ich vom Bauamt ein Skizze fertigen lassen zur Anlegung einer Warmluftheizung nach dem Kriege und Aufstockung der Sakristei zur Schaffung eines Pfarrsaales. Das Bauamt ist mit 50 Mark dafür bezahlt und hat den Plan wieder zurückgefordert. Die Entfeuchtung der Kirche, die Instandsetzung des Kirchendaches sowie die Sicherung des Kirchenplafons, der sich in der Mitte bedenklich gesenkt hat, mußte ich meinem oder im Hinblick auf die dermaligen Zeiten meinen Nachfolgern überlassen und mich begnügen mit dem Bewußtsein, das vor 20 Jahren innwendig vollständig erneuerte Pfarrhaus vor dem Schwamm errettet zu haben, der schon wieder rundum im 1. Stock sein unheimliches Handwerk begonnen hatte. Darüber muß ich noch einiges bemerken und etwas weiter ausholen.

Madamé¹⁴ der erste Pfarrer der 2. Serie, hatte nach der 1789 fertiggestellten heutigen Kirche für das sehr primitive alte Pfarrhaus am „Gänsplatz“ ein neues Pfarrhaus schön nahe neben der Kirche gebaut und dazu nicht geringe persönliche Beisteuer geleistet. Der Bau ist wie die Kirche an die Bergwand hingelehnt, was natürlich Grundwasser in den Keller führt. Im Laufe der Zeit wurde //3 der Platz vor Kirche und Pfarrhaus immer mehr aufgefüllt, ohne Vorsorge für genügende Ableitung des Regenwassers, das besonders bei heftigen Platzregen vom Kirchen- und Pfarrhausdach in Strömen sich ergoß und zum Teil durch die Kellerlucken einströmten und dort im Boden versickern mußte. Unglaublich – aber Tatsache, es war für dieses Oberwasser so wenig wie für das Grundwasser irgend eine Ablaufmöglichkeit geschaffen, die doch bei dem abschüssigen Gelände so leicht und billig herzustellen gewesen wäre. Seit 1790 kam Pfarrer auf Pfarrer, Kirchenvisitation auf Kirchenvisitation. Man beklagte sich über die Feuchtigkeit des Pfarrhauskellers, bekümmerte sich aber nicht um deren Ursache und Beseitigung. So kam, was kommen mußte: Fünf Jahre nach dem 1. Weltkrieg drohte das Pfarrhaus einzustürzen, darum wurde seine Räumung von der staatlichen Baubehörde angeordnet. Vergl. Pfarrregistratur!

Der Pfarrer ließ sich pensionieren und zog fort. Die Kirchenbehörde erklärte, Bombach bekomme erst wieder einen Pfarrer, wenn die politische Gemeinde ein neues Pfarrhaus erstellt habe. Die Gemeinde, vorab

¹⁴ Dominikus Madamé (* 1748 in Freiburg, † unbekannt), von 1788–1808 Pfarrer in Bombach.

der Bürgermeister, tat das möglichste und baute durch einen Architekten aus Emmendingen. Dieser machte einen teuren Pfusch. Das alte Mauerwerk mit dem Schwamm im östlichen und südlichen Teile, sowie das alte Dach blieben stehen. Ebenso der Boden oder besser gesagt Dreck im Keller mit Ausnahme einer Ecke, die auszementiert wurde. Von einem Mauerdurchbruch zur Ableitung des Wassers in den direkt außerhalb der Mauer gelegen Schüttsteingrube keine Spur! Bevor der neue Pfarrer Schwehr 1927 einzog, forderte er noch einige Verbesserungen an dem Pfusch, aber an den Keller dachte er nicht und ließ in den neuen Schematismus wieder drucken, wie es schon im Vorhergehenden gestanden hatte: „Keller feucht“.

Kirchenvisitation folgte auf Kirchenvisitation. Als die periodische Gebäudeschau von der Kirchenbehörde angeordnet worden war, kam auch ein Beamter des Erzb. Bauamtes und „fand alles in guter Ordnung“ Vergleiche Pfarregistratur!

Als ich etwa zwei Jahre später einzog, fand ich die Lamberien der drei Zimmer im ersten Stock durch den Schwamm vermorscht und im Keller ein Schlammtal. Wasser und Dreck gingen mir stellenweise einige Zentimeter über die Schuhsolen. Es war keine geringe Mühe mitten im Kriege endlich Abhilfe zu schaffen: Aushebung des verschlammten und stinkenden Bodens in Tiefe von 30 Zentimetern, Legung eines Stranges von Sickerröhrchen durch den ganzen Keller, Anlage eines betonierten Schachtes zur Aufnahme des Wassers und Ableitung desselben durch die Fundamentmauer in die Schüttsteingrube, Auffüllung mit trocknenden Kalksteinen und Sand von Herbolzheim, darüber ein Zementstrich. So war endlich der anderthalb Jahrhunderte dauernden Kalamität mit einem Kostenaufwand von wenigen hundert Mark ohne „Dienstweg“ und Bauamt für dauernd abgeholfen.

Wie viel Geld der Umbau des Pfarrhauses verschlang, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Sicher ist, daß man damit ein vollständig neues, besseres hinter die Kirche hätte bauen können. Weil in der glorreichen Nazizeit die Verzinsung und Amortisation der bei der Sparkasse in Kenzingen geliehenen Bausumme «unterblieb», stand 1944 die Gemeinde mit noch etwa 5000 Mark für den Pfarrhausbau im Schuldbuch der Kasse. Ich betrieb mit Hochdruck die endliche vollständige Abzahlung mit Holzerlös der Gemeinde und leiste«te» selber einen Beitrag dazu von 1000 Mark aus meiner Tasche, damit die Sache endlich nach bald 20 Jahren aus der Welt geschafft wurde. Meinen beigetragenen Batzen

dachte ich mir als vorausbezahlte Hausmiete, für den denkbaren Fall, daß eines Tages von Berlin die Beschlagnahme der Pfarrhäuser verfügt werden sollte!

//4 Bei meinem Einzug in die Kirche am Abend des 15. 4. 1942, als ich die ersten Orgelklänge vernahm, wäre ich beinahe in Ohnmacht gefallen vor Schrecken über das Getöse, ich glaubte die Kirchendecke sei am Einstürzen, es rührte aber nur vom Blasebalg her, der ein großes Loch hatte. Als ich den Orgelbauer Kiene von Waldkirch zur Restauration beigebracht hatte, war derselbe überraschend schnell fertig, kassierte 25 Mark ein – und der Blasebalg war sehr bald wieder wie vorher. Orgelbauer Kauth aus Waldkirch hat dann später abgeholfen und auch versprochen, nach dem Kriege die dringendst notwendige Instandsetzung der Orgel zu besorgen. Daß mir die Restauration und Konservierung der früher auf dem Kirchenspeicher herumfahrenden, trostlos zugerichteten Madonna – ein Stück Oberrheinischer Kunst um 1450 – durch Conservator Hübner unter vielen Sorgen gelang, ist mir eine besondere Freude. Ich hatte die Figur mit anderen Kostbarkeiten – Monstranz, Kelche, Paramente – nach Oberspitzzenbach in Sicherheit gebracht. Hoffentlich wird die mir für Ostern 1947 zugesicherte Restauration des schönen, aber trostlos zugerichteten Barockbildes endlich und befriedigend fertig. Ich vermute, daß es von Simon Göser¹⁵ stammt und das Altarbild der 1789 abgebrochenen Kirche «war». Es stellt dann mit der eben erwähnten Madonna, die offenbar noch aus der etwa 1480 eingegangenen gotischen Kirche stammt, Zeuge und Träger kirchlicher Tradition Bombachs aus alter Zeit dar.

Ich habe schon manche geschichtliche Notizen über die Vergangenheit der Pfarrei zusammengestellt und im Pfarrarchiv hinterlassen. Ich glaube im Generallandesarchiv in Karlsruhe ist in den Klosterakten von Ettenheimmünster und Schuttern manches zu finden. Ich *vermute*, daß die drei Altäre aus dem ehemaligen Dominikanerinnenkloster in Riegel sind.

Das bisher fehlende hl. Grab für die Karwoche habe ich aus meiner früheren Pfarrei beigebracht, wo es überzählig auf dem Pfarrhausspeicher lag. Zum «100jährigen» Gedächtnis des heutigen Friedhofs, der 1844 angelegt wurde wollte ich das dortige Friedhofskreuz restaurieren

¹⁵ Simon Göser (* 26. 10. 1735 in Wurzach-Gospoldshofen, † 31. 3. 1816 in Freiburg i. Brsg.), Maler des frühen oder spätbarocken Klassizismus in Baden.

und für die schadhafte Inschrift die Namen und Personalien der beiden verstorbenen Pfarrer Ruf¹⁶ und Schwehr anbringen lassen. Aber es war kein Steinmetz beizubringen. Eine Zeichnung für die neue Inschrift habe ich im Pfarrarchiv hinterlassen.

II. Pastoration – Seelsorge

Nach den Schilderungen, die mir über den religiös-sittlichen Zustand der Pfarrei B. gemacht worden waren – selbst der H. H. Erzbischof hatte mir persönlich zu derselben gratuliert – hätte ich in ein wahres Paradies kommen müssen. Aber die Wirklichkeit war nicht in allweg so! Dekan Rimmele¹⁷ hatte 38 Jahre segensreich gewirkt, ebenso Pfarrverw. Wilhelm Burger¹⁸, Pfarrer Ruf und Schwehr. Letzterer hatte eine Jungfrauenkongregation gegründet. Eine solche ist für eine ganz kleine Gemeinde nach meinen Beobachtungen eine sehr problematische Sache. Auch einen Verein für die männliche Jugend brachte er auf die Beine und zur Blüte. Aber wie fast überall drang der Geist der neuen „Weltanschauung“ mit unheimlicher Schnelligkeit in die Köpfe besonders der Schul- und Christenlehrljugend. Derselbe wurde hier eifrig gepflegt von der fleißig zu Besuch kommenden Jugend des protestantischen Malterdingens. Dazu kam das Versagen der meisten Eltern. Diese suchte ich zu wecken und ihnen die Augen zu öffnen durch die Pfarrpredigt und eigene Vorträge für die Mütter, bei denen, wie fast überall die jüngeren zu fehlen pflegten, die Anwesenden aber manchmal verwundert aufblickten, man konnte Ihnen den Gedanken vom Gesichte ablesen: „So etwas gibts doch bei uns in Bombach nicht.“

//5 Im Advent 1942 hielt ich je eine religiöse Einkehrwoche für die Frauen und Jungfrauen. Meine Predigten waren für die Mehrzahl höchstens eine Erschütterung für die Trommelfelle. Ich hatte mich krank gepredigt und mußte etwa 6 Wochen ins Krankenhaus nach Freiburg!

¹⁶ Karl Ruf (* 27. 9. 1871 in Maulburg, † 7. 10. 1936 in Nußloch) war von 1910–1926 Pfarrer in Bombach.

¹⁷ Anton Fridolin Rimmele (* 5. 3. 1834 in Konstanz, † 30. 7. 1908, Ort unbekannt), ab 1872 Pfarrer in Bombach, ab 1897 Dekan des Dekanats Freiburg i. Br.

¹⁸ Dr. theol. Wilhelm Burger (* 6. 4. 1880 in Stühlingen, † 15. 3. 1952 in Freiburg), 1908 Pfarrverweser in Bombach, späterer Generalvikar und Weihbischof.

Von der zweiten Christenlehre an waren die Buben des 3. und 4. Jahrgangs «nicht» zur Ruhe und Aufmerksamkeit zu bringen. Nachdem ich ein Jahr lang alle pädagogischen Mittel erfolglos versucht hatte, griff ich zur ultima ratio und ohrfeigte einen, der mir bei sehr ernster Verwarnung und Strafandrohung einfach frech ins Gesicht lachte, derart, daß ihm das Lachen verging. Das Exempel tat seine Wirkung, es gab dann Ruhe. Die nachrückenden Jahrgänge brachten von meiner Disziplin in der Schule her schon Anstand mit und für das geistige Mitmachen sorgte ich nach der Entmachtung der Nazi durch Anwendung des Frage und Antwortverfahrens auch in der Christenlehre. Ich machte damit gute Erfahrungen.

Bei den Mädchen war ein großer Mißstand das häufige aus der Christenlehr Fragen [sic!], um in der Welt herumzuradeln oder mit den Polen in den Wäldern herumzuflanieren. Um verlogene Gründe waren sie nicht verlegen. Als ich durch Hausbesuche auf die Eltern einwirken wollte, bekam ich gleich bei der ersten Mutter, die regelmäßig den ersten Freitag mitmachte, die Antwort: „Die Jugend will halt auch etwas vom Leben haben, da ist nichts dagegen zu machen!“ Sie konnte dann später das Kind ihrer ledigen Tochter hüten, während diese seelenvergnügt und so schnell wie der rasende Ajax den Schneckenweg herunterradelte! Die junge Damenwelt fing auch an, selbst an Werktagen in der Zeit der Heu- und Getreideernte das von Schauspielern aus Freiburg und Straßburg bediente Theater in Kenzingen und das Kino in Herbolzheim zu besuchen. Was da alles zu sehen war! „Karneval der Liebe, „Ehe in Dosen“ Schließlich wurde die Welt noch fortschrittlicher und schöner schier mit jedem Tag. Sogar ins weltentlegene Dörfchen Bombach kam das Kino vierwöchentlich auf einem motorisierten Thespiskarren angesaut, selbst mitten in der drängensten Schaffzeit des Sommers. Ich lachte ins Fäustchen und dachte zu dieser Zeit wird niemand hingehen. Ich hatte aber die Opferwilligkeit meiner Bombacher unterschätzt! Nicht nur die männersüchtige Jugend, sondern auch alte Weiber fanden sich ein, so daß gegen 11 Uhr nachts die Vorstellung beginnen konnte. Sogar Kinder, die von der Mutter noch auf dem Arm getragen werden mußten, wurden mitgebracht. Später, als Benzin und Spiritus im 3. Reich am versickern waren, mußte der Thespiskarren mit zwei Pferden von Heimbach oder Malterdingen geholt und andern tags nach Nordweil weiterbefördert werden, was natürlich pflichtgemäß mit Heil Hitler geschah, als ich nach dem Umbruch zum Zurückholen der nach Oberspitzbach in Sicher-

heit gebrachten kostbaren Kirchensachen Pferde benötigte, waren solche beinahe nicht aufzutreiben!

Bombach wurde immer mehr großstädtisch und zwar innerlich und äußerlich. Für die Haut gabs Niveakrämm. Für die Damenwelt genügten die Haarkünstler in Kenzingen nicht mehr. Man ging nach Freiburg, ja über den Rhein ins Elsaß, wo angeblich die Verschönerungskunst in größerer Blüte stand. Ich «predigte» gegen solche Auswüchse nach St. Paulus: „Nolite conformari huic saeculo“ und nach Tacitus: „Corrumpere et Corrumpi saeculum est“, und verdeutschte das Latein derart, daß es die Mädchen wohl verstanden. Das bewies mir einmal ihr Verhalten, als einige die sich getroffen fühlten nach dem Gottesdienst laut kritisierend und lachend den Kirchplatz hinabgingen. Ungefähr die Nämlichen, welche nach dem Umbruch spiritistische Sitzungen in Heimbach besuchten, um wichtige Auskünfte zu erhalten, z. B. ob das bald zu erwartende Kind des Mädchens N.N. männlich //6 oder weiblich sein werde? Zuerst behandelt ich den Spiritismus ausführlich in der Christenlehre. Als das nicht half in einer Predigt, hatte [ich] «auf» ein abschreckendes Beispiel aus meinen Erfahrungen als Diözesanmissionar und auch «auf» das Verbot der Kirche und somit auf die Sündhaftigkeit hingewiesen. Das Echo in der Fabrick aus dem Munde einer der fleißigsten Besucherinnen lautete: „Das ist doch keine Sünde.“

Die Zusammenkünfte der B(und) D(eutscher) M(ädchen), welche im Wirtshaus abgehalten wurden, fanden manchmal erst morgens 3 Uhr ihr Ende! „Was ist da dabei? Es war doch so schön.“ Noch schöner wurde es, als wir vom November 44 bis zum Zusammenbruch Einquartierung hatten. Da galt es für manch' eine, um jeden Preis sich einen Mann zu erobern, sogar für Kriegswitwen. Als einmal eine Truppe von Malterdingen hierher ins Quartier verlegt wurde, gab es durch liebe Besuche von der dortigen holden Weiblichkeit und Durchnächtigen scharfe Konkurrenz, sogar Schlangenstehen vor Fahrzeugen, worin Fahrer nächtigten, bis eine nach der anderen Einlaß fand und an die Reihe kam. Die Ergebnisse sind Verzeichnet im Taufbuch, zu Teil in den Gerichtsakten, Faszikel: Abtreibungen, für alle Fälle im Liber scriptus der anderen Welt!

Mit den Kriegern suchte ich in Fühlung zu kommen und zu bleiben durch Pastoralbriefe ins Feld und anläßlich ihrer Urlaubstage. Teils wurde es dankbar angenommen, teils auch nicht. So schickte mir einer als Antwort einen von einem Kameraden geschriebenen Spottbrief. Von einem Urlauber, der morgens die hl. Sakramente empfangen hatte –

wahrscheinlich auf das Drängen seiner braven Mutter – mußte ich von einem einwandfreien Ohrenzeugen in Erfahrung bringen, wie er am selben Abend im Wirtshaus darüber spottete. Leider sind von den Guten und Besten der Pfarrei eine übergroße Zahl in den Massengräbern und Sümpfen Rußlands begraben. „Das verdanken wir dem Führer.“ Daß man an manchen Zurückgekehrten aus gut religiösen Familien im Bezug auf ihr religiöses und sittliches Verhalten blaue Wunder erlebte, ist nicht zu verwundern wenn man an die totale Unterbindung und Verhinderung der Feldseelsorge denkt. Wie oft bekam man von Urlaubern auf die Frage: „Wann hatten Sie den letzten Feldgottesdienst?“ die Antwort: Vor 20 und noch mehr Monaten oder vorige Weihnachten, aber es war ein protestantischer Pfarrer. Dazu die bis in die vorderste Kampffront vorgetriebenen Kinovorstellungen, die Tätigkeit der „Weltanschauungs-offiziere“, Versetzung der Weiblichkeit an die Front und dazu die Agitation: Dem Führer ein Kind schenken! Da konnte der Satan mit all seinen Höllengeistern in Ferien gehen, seine übermenschlichen und unmenschlichen Agitatoren an der Kampffront verschafften ihm übergroße Beute!

Eine Freude für den Seelsorger ist die Betreuung der Schuljugend, aber die Bombacher hat mir wenig Freude bereitet – mit einigen rühmlichen Ausnahmen. Gleich an einem der ersten Samstage überraschte ich Buben die sich auf der Mädchenseite mit diesen rauften und pufften, als Vorbereitung auf die hl. Beicht. Die Veranlassung dazu waren Mädchen gewesen. Damit war der Spruch des alten Ben Akiba: „Alles schon dagewesen“, für mich ins Wanken gekommen! Die nämlichen waren auch im Religionsunterricht einfach nicht zur Aufmerksamkeit und Ruhe zu bringen. Es kam öfters vor, daß sie weiterschwatzten und störten, während ich schon angefangen hatte, ihnen ein Privatissimum zu lesen. Züchtigen war ja verboten und das wußten sie! Einen ganz rabiaten Kerl brachte ich 3½ Jahre hindurch nicht zur Ruhe. Er hat mir sicher durch sein Verhalten mein Herzleiden verschlimmert und das Leben um manche Stunde verkürzt. Es galt da auch das Wort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ Als dann endlich der Vater vor Torschluß noch einrücken mußte, ging ich zur //7 Mutter, daß sie mir helfe, den Bengel zu bändigen. Aber da hieß es: Dagegen ist nichts zu machen, das hat er mit auf die Welt gebracht, er war schon so unruhig, als ich ihn unter dem Herzen trug.“ Die heilige Schrift hat aber doch recht behalten: „Rute und Strafe geben Weisheit, aber das Kind, dem sein Wille gelassen wird, macht seiner Mutter Schande.“ Kurz nach dem Umbruch, als ich noch in

der Kirche den Religionsunterricht halten mußte, brachte er mir die Gesellschaft zu Ausbruch eines Gelächters während des Liedes, womit ich die eucharistische Repetitions- und Feierstunde schloß. Ich vertrieb ihm dann die Flausen, aber nicht mit einer Rute, sondern mit einen Haselnußstock, womit ich ihm schon seit drei Jahren gedroht hatte. Die Wirkungen konnte er sich nicht besehen, da sie auf der Nordseite des Dasein lagen, aber geholfen hat es prima. Er war fortan im Religionsunterricht und dann in der Christenlehre brav wie ein Lämmlein! Die Disziplin hatte ich nach dem Zusammenbruch des ewigen Reiches bald hergestellt, aber an *einem* mußte ich verzweifeln, etwas in die Köpfe hineinzubringen, daß es haften blieb. Die Kinder sind – Ausnahmen abgerechnet, scheints gar nicht mehr fähig zur Rezeption und geistigen Verarbeitung. Ein Professor in Augsburg, der darüber Studien machte und Experimente anstellte, schrieb: „Die Jugend ist vollständig verdummt.“ Fügen wir hinzu, die Menschheit ist in ein ganz rasendes Tempo hineingejagt worden: Eisenbahn, Rad, Auto, Flugzeug, V1 und V2, Atombombe, Marschieren! Wie flott das die Bombacher Mädchenwelt unter dem Feigenblatt und Titel „Feuerwehrprobe“ lernten! Fußball, Sport jeder Art, Boxen, tanzen und weiß Gott was, nur keine Minute mehr Zeit und Ruhe in der Welt zum Denken und sich auf sich selbst besinnen! Massenpsychose!

Etwa 10 Jahre wirkte hier Hauptlehrer Klingler, ein Mann nach dem Herzen Gottes, jeder Zoll an ihm ein katholischer Christ, zugleich ein sehr eifriger und erfolgreicher Organist. Darum den Hitlerlern ein schwerer Dorn im Auge. Als seine Tochter aus der Schule kam, *mußte* dieselbe natürlich in den Bund deutscher Mädchen eintreten, wozu ein Einwilligungsfeld vom Vater unterschrieben werden mußte – natürlich die reinste Komödie. Darin stand auch der Satz: „Ich wünsche, daß meine Tochter in der „nationalsozialistischen Weltanschauung erzogen wird.“ Klingler strich das Wort „nationalistisch“ und schrieb „christlich“ darüber. Dafür mußte er das reinste Martyrium antreten. Er wurde in die minimsten Nester im protestantischen Markgräflerland strafversetzt, immer wo möglich 8 Kilometer von einer katholischen Kirche entfernt, einmal sogar am Fuß des Belchen, wo er sich ein Leiden zuzog, das eine lebensgefährliche Operation nötig machte. Ehre dem wackeren Manne, dessen einziger Sohn auch ein Kriegsoffer wurde. Kurz vor meiner Ankunft in B. war er zwangsversetzt worden und jetzt mußte Hauptlehrer Maier von Krozingen [sic!] aus hier Schule halten, er war früher in St.

Ulrich und hier schon Lehrer und Organist gewesen. Unter ihm ging es noch einigermaßen. Aber das ewige Sammeln von alten Lumpen, Kochen, Blech, Kräutern, und weiß Gott was, verhinderte jeden Erfolg. Aufgaben durften nicht mehr gegeben werden, ich kümmerte mich zwar nicht darum, aber um so gewissenhafter die Kinder mit wenigen Ausnahmen. In den 2 Stunden Religionsunterricht sollte vom Geistlichen auch der Bibelunterricht und der religiöse Gesang bewältigt werden. Dann das Herumtollen auf dem Sportplatz, fast täglich bis gegen Mitternacht – Sommerzeit –, die offenbar der leibhaftige Teufel erfand und die von den Eltern geduldet wurde!

//8 Nach Maier, den ich ungern verlor, kam für einige Sommermonate an drei Wochentagen H. Lehrer Pfeffer von Nordweil, ein 150%iger Nazi, er steht nicht im besten Andenken hier.

Ihm folgte ein Lehrer, der aus dem Elsaß wegen seiner katholischen Gesinnung und Beibehaltung des Organistendienstes strafversetzt worden war. Er richtete sich den Stundenplan ein, daß er am Samstag jeweils über den Rhein zu Frau und Kindern konnte und ich hielt montags Religionsunterricht, bis er ankam, wobei es wegen der schlechten Verbindung und Verkehrshindernissen manchmal Verspätung gab. Auch übte er die neumodischen, Hitlerschen Weihnachtlieder mit den Kindern nicht ein ... Ich habe eines der neuen Liederbüchlein im Aktenkasten im Pfarrhaus hinterlegt, als ein „Kulturdokument“. Der Lehrer war natürlich unseren führenden Parteigrößen signalisiert und zur genauen Beobachtung und Berichterstattung empfohlen worden. Daß er einmal nach Schluß, ohne Kinder, in der leeren Kirche etwas Orgel gespielt hatte wurde getreulich nach Emmendingen berichtet und bald kam Kreisschulrat Leibinger und machte dem Lehrer vor den Kindern derart den Sauhund, daß dieselben ganz entsetzt nach Hause kamen – echt Hitlerische Erziehungsweisheit! Auf Ostern 1944 wurde unsere Schulstelle endlich wieder definitiv besetzt durch Hauptlehrer Hermann Rohschach. Derselbe, ein treu katholischer Mann und tüchtiger Lehrer kam von Ottenhöfen. Im Winter 1944/45 wurde er zum Volkssturm eingezogen, obwohl er herzleidend war. Als er zur Erholung nach Hause gelassen worden war – seine Formation lag am Kaiserstuhl – wurde er beinahe aus dem Bette wieder zur Truppe geholt. Sein Kollege Pfeffer in Nordweil, jünger und gesund wie ein Fisch, durfte gemächlich zu Hause bleiben!

Da bei uns der Schulsaal durch Einquartierung belegt wurde, mußte ich meinen Religionsunterricht in die Kirche verlegen im übrigen hatten

die Kinder Ferien. Im April 1945 wurde eine junge Lehrerin her geschickt, welche lediglich Ausbildung als BDMführerin genossen hatte. Diesen Mangel und ihre unscheinbare Figur suchte sie zu ersetzen durch eine Haarfrisur, welche in etwa die mächtige Mähne eines Löwen darstellen konnte. Sie und die Kinder wurden erlöst durch den Einzug der Franzosen am 20. April 45. Ihre nationale Gesinnung hielt nicht lange stand. Wie mit den deutschen Burschen stand sie bald auch mit den Franzosen und Polen auf der Straße herum. Als nach einigen Wochen die Reisemöglichkeit wieder gegeben war, zog sie sich wieder in ihre Heimat Karlsruhe zurück und ich war froh. Gemäß Anordnung der Militärregierung durfte vorläufig kein Schulunterricht gehalten werden. Außerdem hatte der Schulsaal und das Dach darüber am 20. April einige Löcher als Andenken erhalten und so hielt ich meinen Religionsunterricht wieder in der Kirche ab. Wir brauchten jetzt nicht mehr am Boden und an der Kirchenmauer in Deckung gehen, wie es vordem einigemal der Fall gewesen war und einmal ein Geschloß die dicke Kirchenmauer durchschlagen hatte direkt an der Kanzelrückwand. Lehrer Rohschach hatte Glück gehabt. Er konnte sich mit einigen Kameraden, weil Ortskundig, vom Kaiserstuhl nach Hause begeben, ohne in Gefangenschaft zu geraten, wie es bei seinem Kollegen, dem oben genannten Hauptlehrer Maier von Kenzingen der Fall gewesen war. Derselbe mußte noch längere Zeit in Gefangenschaft bleiben, in die er überm Rhein drüben – auch als Volkssturmmann geraten war. Rohschach konnte sich den Sommer über von seinem Herzleiden erholen und im November 1945 waren auch die Schäden am Schulgebäude repariert, so daß der Unterricht wieder aufgenommen werden «konnte. Die liebe Jugend war direkt um ein Jahr, indirekt um Jahre zurück.» //9

III.

Das „Dritte Reich“ in Bombach während meiner dortigen Tätigkeit.

Der seeleneifrige alte Pfarrer Schwehr war für die Parteigenossen, deren es auch in Bombach bald einige begeisterte gab, und für die Bonzen in Emmendingen ein Dorn im Auge, weil ihnen der Abmarsch der Bombacher Schwarzen ins Lager der neuen Weltanschauung viel zu langsam von Statten ging. Darum wollte man ihn wegeckeln durch Un-

flätereien unglaublicher Art, z. B. *stercora humana ante portam aedis parochialis!*¹⁹

Der bisherige, verdiente Bürgermeister wurde abgesetzt und der Schwiegersohn des Stützpunktleiters am Abend seiner Hochzeit vom Landrat als neuer Bürgermeister proklamiert vom Landrat [sic!], der eigens dafür zur Hochzeit gekommen war. Als er ins Feld rücken mußte, wurde als stellvertretender Bürgermeister ein „Wasserträger auf zwei Achseln“ eingesetzt – ein Stiftungsrat –, der diese schwierige Doppelrolle mit Geschick spielte bis nach dem Zusammenbruch, wo ich dann seinen wahren Charakter erkannte! Als stellvertretender Stützpunktleiter hatte dann der einzige aus der Kirche Ausgetretene der Gemeinde zu funktionieren und er verwaltete dieses Ehrenamt mit viel größerem Zeitaufwand und Eifer als sein vom Staat bezahltes Amt! Als Kenner der Wege im Osten von Europa fühlte ich mich manchmal auf den Balkan versetzt, wenn ich nach Kenzingen wollte! Nach seiner Verwundung und Entlassung übernahm der eigentliche Bürgermeister seine Ämter wieder. Hätte er das abgelehnt mit der Begründung seines Kopfschusses, so wäre er als ein Weiser in die Geschichte Bornbachs eingegangen und hätte sich viele Unannehmlichkeiten beim und nach dem Zusammenbruch erspart, sogar französische Ohrfeigen! Mir hat er weder persönlich, noch in der Seelsorge etwas unangenehmes in den Weg gelegt, wie das in der Umgegend, z. B. in Heimbach geschehen ist, wo sich richtige „Dunkelmänner“ als kleine Hitler gerierten, z. B. in Heimbach [sic!]: Samstagabend Ansagung von „Dienst“ für Sonntag 7 Uhr für Hitlerjugend, die am Samstag ihre Schülerbeichte abgelegt hatten, oder in Kenzingen, wo fast jeden Sonntagmorgen um ½ 10 Uhr Feuerwehrprobe begann – dafür brauchten sie dann auch nicht löschen, als einigemal bei Bombenangriffen große Brände entstanden, weil die SS in Riegel das zur Ersäufung der Franzosen das [sic!] fürsorglich gestaute Wasser nicht laufen ließen, trotz aller Notschreie der Kenzinger. Bei uns wurde sogar auf die Christenlehre Rücksicht genommen, bis ein neuer Feuerwehrkommandant das Zepter führte und mit zwei Adjutanten älteren Kalibers mit den Mädchen hauptsächlich Marschübungen machte und dann wie zum Hohne kurz nach der Vesper wieder Einzug hielt an Kirche und Pfarrhaus vorbei natürlich unter Hitlerliedern, wobei besonders die 2 Adjutanten sich wieder verjüngt fühlten!

¹⁹ „Menschlicher Kot vor der Tür der Pfarrkirche!“

Des Bürgermeisters Fehler war, daß er mehr Strammsteher vor der Kreisleitung in Emmendingen, als Ortsvorsteher war. Um nirgends anzustoßen bei der Bevölkerung war er sehr zaudernd und nachsichtig mit Durchführung der Kriegsnotwendigkeiten. Es wurde z. B. immer sehr schlecht verdunkelt. Wenn man Abends von Kenzingen her kam leuchtete einem das erste Licht aus des Bürgermeisters Stallfenster entgegen. Das Rathaus war schlecht verdunkelt. Durch Stalltür und Scheunentor des Farrenstalles beleuchteten elektrische Lichter das danebenliegende Gasthaus zur Krone. Entsprechend war es bei den Privathäusern. Selbst wenn ganze Geschwader in den Lüften über uns hinweg surrten und in der Nähe z. B. im Elztal Bomben geworfen wurden. Als von Ende November 1944 an ständig Einquartierung im Dorfe war, wurde es noch übler, weil die Soldaten //10 noch schlampiger waren als die Zivilisten, welche zu sagen Pflégten zu uns kommen sie nicht! Dabei war durch die Flüchtlinge, welche aus den Rheindörfern, besonders von Oberhausen bei uns Zuflucht gesucht hatten die Häuser von Menschen vollgestopft. Dreimal drang ich auf der Kanzel auf bessere Verdunkelung, das dritte Mal unter Androhung der Absolutionsverweigerung, wegen Gefährdung des Lebens und Eigentums der Mitmenschen. Einige Tage bevor die Franzosen kamen, wurde durch die Ortspolizei bekannt gemacht, es sei wahrscheinlich, daß alle Einwohner mit dem Vieh für einige Stunden in den Wald müssen. Als es aber dann so weit war, brachten sich die paar Wissenden in den Hohlwegen mit dem Vieh in Sicherheit und ließen die andern in den Kellern sitzen. Ebenso sorgte das Militär und der Volkssturm nichts für die Zivilisten, obgleich der Befehl ausgegeben war: Bombach muß bis zum Äußersten verteidigt und gehalten werden. Nicht einmal eine sachgemäße Verteilung auf Keller und Unterstände war vorgenommen, so daß im kritischen Moment im Pfarrhauskeller, der außerdem vom Stabsarzt des Volkssturmes beschlagnahmt war, gegen 60 Personen zusammengepropt waren, während im Schulhauskeller, der bedeutend größer und sicherer ist niemand Fremder war. Mehr Energie entwickelte man auf dem Rathaus – Ratschreiber und zugleich Mesner in einer Person ausgenommen, um vor der Kreisleitung stramm zu stehen und ihre Wünsche peinlichst auszuführen. So wurden vor Torschluß von der Partei wegen alle Autos peinlichst registriert, wahrscheinlich zur Flucht für die tapferen Helden mit dem großen Mundwerk. Das Meinige wäre sicher geholt worden, wenn ich nicht schon früher die Batterie für *eine* Mark und 35 Pf hätte abliefern müssen ans Militär in Ulm.

Im April 1945 wurden die eben aus der Schule entlassenen Buben militärisch ausgehoben, was vom Rathaus mit allem Nachdruck betrieben wurde im Auftrag der Partei. Eine Frau, die ihren Buben nicht gehen ließ, wurde aufs Rathaus zitiert und schwerstens bearbeitet, blieb aber fest. Eine zweite Mutter holte den ihrigen wieder nach Hause aus dem Lager in Denzlingen, wohin er schon verbracht war. Ein dritter sprang auf der Fahrt ins Lager nach Lahr in einem Walde aus dem fahrenden Eisenbahnzug und kam wohlbehalten wieder zu Hause an.

Am Sonntag den 15. April brachte man zur Sicherheit die Grundbücher vom Rathaus ins Pfarrhaus in den Keller und verbrannte einen ganzen Sack voll Parteiakten, ließ aber das Hitlerbild an der Wand und die Inschrift an der Ratszimmertüre: Hier grüßt man mit Heil Hitler. Das brachte dann dem Bürgermeister eine heillose Sackpfeife ein von einem Franzosen. Ich hätte diese eher einem der drei Gewaltigen vom SD-Sicherheitsdienst gegönnt. Daß dieser auch hier organisiert war, erfuhr ich erst nach dem Zusammenbruch. Das waren drei Exemplare, wirklich würdig des dritten Reiches. Den einen kennen wir schon, den Wasserträger auf zwei Achseln. Der andere äußerte sich wenige Tage vor der großen Katastrophe: „In Bombach wird nächstens ein Duzent aufgehängt“ – der Pfarrer wäre vermutlich der erste gewesen. Der dritte, der „rote“ langjährige Kirchensänger und Familienvater hat der Schwester der Congregationspräfektin ein Kind angehängt, das das Licht der Welt nicht sehen durfte. Die Sonne brachte es doch an den Tag. Die Justitia war sehr gnädig, die an der Abtreiberei beteiligten konnten ihr Verbrechen mit „Geld anmach machen“ [sic!]. Ich machte es nicht so gnädig und warf den Roten wenigstens vom Kirchenchor herunter, da er nicht so viel Anstand hatte, sich freiwillig davon zurückzuziehen. Einer von diesen drei, wahrscheinlich der //11 zuerst angedeutete muß es auch gewesen sein, der mir die berühmte Gestapo herbeizitierte als ich mit derselben oder vielmehr sie mit mir zu tun hatte. Ich hatte lange den Stützpunkt Stellvertreter dafür im Verdacht, als ich es ihm aber vorhielt bei seiner Rückkehr zur kath. Kirche, versicherte er mir, daß er es nicht gewesen sei. Wenn das der Wahrheit entspricht kann es vermutlich nur der Bürgermeisterstellvertreter und Wasserträger auf zwei Schultern gewesen sein, denn der Denunziant muß über ein Telefon verfügt haben und dieser verfügte über deren zwei – eines auf dem Rathaus und eines auf dem Büro der Zigarrenfabrik. Die Angelegenheiten spielte sich im Januar 1943 ab. Mit dieser Affaire will ich diesen Abschnitt schließen, sie

ist es wert, der Nachwelt überliefert zu werden zur Kennzeichnung Hackenkreuzlerischen Methoden. Nachdem ich im Advent 1942 die schon oben erwähnten zwei religiösen Wochen gepredigt hatte mußte ich mich kurz vor Weihnachten ins Krankenhaus d. h. zunächst in die Augenklinik begeben wegen einer heftigen Augenentzündung, die ich mir zugezogen hatte durch ins Auge gefallene rostige Eisensplitter von einem defekten Ofenrohr, für dessen Reparatur ich keinen Blechner hatte bekommen können. Am Weihnachtstag beim Mittagessen kam eine schwere Darmkrankheit zum Ausbruch an der ich schon seit einem Vierteljahr gelitten hatte, wahrscheinlich verursacht von dem Brote das ich aus Kenzingen hatte beziehen müssen und für das Kastanienmehl verwendet worden war – während die Kenzinger Bäcker für ihre bevorzugten Abnehmer noch Kuchen herzustellen wußten. Ich mußte für mehrere Wochen ins Josefskrankenhaus zur langsamen Behebung meiner schweren „Simonitis“-Dickdarmentzündung. Gegen Ende Januar erbat ich von Professor Kypferle einen Tag Urlaub nach Hause zur Fertigung der fälligen Statistiken und Fragebögen. Ich wollte dem Vikar von Kenzingen, der mich vertrat, wie er den † Pfarrer Schwehr vertreten hatte, diese Arbeit abnehmen. Ich kam am Abend heim, las anderen Morgens die hl. Messe und fertigte vormittags das Nötige, um nachmittags wieder nach Freiburg zurückzukehren. Um ½ 1 Uhr kamen zwei Beamte der Gestapo Freiburg im Pfarrhaus an in einem feudalen Auto mit einem sehr gesunden Fahrer – alle drei hätten wohl an der Front dem Staat wichtigere Dienste leisten können! Bewaffnet waren dieselben mit einer Schreibmaschine die auf dem Tische wie ein Maschinengewehr aufgepflanzt war als ich ins Sprechzimmer eintrat. Ich hatte den Herrn sagen lassen, sie mögen sich gnädigst ein wenig gedulden bis der Rasierer die zweite Hälfte meines Bartes entfernt habe. Durch das Läuten am Morgen war erst meine Ankunft im Dorfe bekannt geworden, dieselbe konnte also nur telephonisch nach Freiburg gemeldet worden sein und die Beamten sich also gleich auf den Weg gemacht haben, denn sie hatten schon Erhebungen im Dorfe gemacht bevor sie ins Pfarrhaus kamen. Die ganze Welterschütternde Sache drehte sich um Folgendes: Im vorausgegangenen Sommer hatte ich einem sehr armen Kind aus Pforzheim einen mehrwöchentlichen Ferienaufenthalt hier verschafft. Nachts war es bei Nachbar Schneiders, die Platz hatten. Bei Tag war es bei Stiftungsrat J. Hügler zum Essen. Die Caritas der Erzdiözese Freiburg hatte gegen 700 arme Kinder aus Mannheim, Karlsruhe und Pforzheim auf

dem Lande unterbringen können. Das verdroß die Hitlerbonzen und wir Pfarrer wurden auf Herz und Nieren geprüft, ob wir nicht das berühmte „Sammlungsgesetz“ übertreten hätten. Wenn für das Kind irgend etwas bezahlt worden wäre, so hätte es als Kurgast gegolten, aber so! Ich war aber vorsichtig gewesen und hatte indirekt – durch andere – den Freiplatz erwirkt. Nach Aussage //12 beiden Beamten [sic!], die anständig waren, konnte mir nichts geschehen. Aber dieselben hatten nicht mit ihrer Oberbehörde in Karlsruhe gerechnet. Den Schwarzröcken mußte unbedingt wieder einmal etwas angehängt werden und dem Führer Material geliefert werden, daß er mit hohen Zahlen in seinen Reichstagsreden die Staatsfeindlichkeit der verhaßten Dunkelmänner vor aller Welt aufzeigen konnte. Wenige Tage nach meiner endgültigen Rückkehr aus dem Krankenhaus, kamen die zwei Gestapomänner von Freiburg angefahren – trotz Benzinmangels! – um mir ein Schriftstück folgenden Wortlautes zur Unterschrift vorzulegen:

„Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Karlsruhe
Außendienststelle Freiburg Brg.

Freiburg, den ...

Es erscheint der ... geb. am ...
wohnhaft in ... und erklärt:

Mir ist heute wegen meines Verhaltens von der Geheimen Staatspolizei – Außendienst Freiburg – eine Staatspolizeiliche Warnung erteilt worden. Ich bin auch darüber belehrt, welche Bedeutung diese Warnung hat. Insbesondere bin ich darauf hingewiesen, daß durch den Verzicht auf Erstattung einer Strafanzeige Nachsicht geübt worden ist, daß ich mein Verhalten bereue und in Verständnis und Dankbarkeit für die geübte Nachsicht mich künftig einwandfrei führen und derartiges oder ähnliches Verhalten unterlassen werde. Schließlich bin ich darauf hingewiesen, daß der vorliegende Vorgang aktenmäßig erfaßt worden ist und daß ich keinerlei Nachsicht zu erwarten, sondern mit den schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen – wie Schutzhaft – zu rechnen habe, falls ich mich erneut in dieser oder einer ähnlichen Weise vergehe.“

v. g. u.²⁰

²⁰ Der entsprechende Originalschriftnsatz findet sich in Mayers Personalakte, vgl. Anm. 6.

Diesen Gaunertrick unterschreiben! Ich wußte von meinem Freunde Mathias Bogenschütz²¹, was ein geriebener Staatsanwalt aus so einem aus der berühmten „roten Aktenmappe“ hervorgeholten Schriftstück anzufangen wußte, umso mehr, als „mein Verhalten“ ja gar nicht angegeben und präzisiert war. Und noch dankbar sein für die Nachsicht, ja sogar etwas bereuen, was nach Aussage zweier geheimen Staatspolizisten gegen gar keine Staatsverordnung verstoßen hatte. Bereuen, einem armen Kinde indirekt zu etwas ausreichenderem Essen und zu etwas besseren Luft verholfen zu haben! Ich weiß nicht, ob ich den Beamten dieses Schriftstück nicht ohne Unterschrift hingeworfen hätte. Damit wäre Widerstand gegen die Staatsgewalt Grund und Vorwand gewesen, mich in dem Auto, das reichlich Platz gehabt, in Schutzhaft mitzunehmen. Schutzhaft! Wer war denn da jeweils der zu Schützende! Und das Ende dieses Schutzes wäre Dachau gewesen und dort, wie meine Freunde Dr. Feuerstein²² [sic!] und Fränznick²³, durchs Kamin hinaufzusteigen! Aber die göttliche Vorsehung, welche mich in meinem Priesterleben mehrmals so offensichtlich geführt und beschützt hat, bewahrte mich vor Unheil. Ich war kurz vor Ankunft der Gestapo ohne Angabe des Zieles und der Zeit meiner Rückkunft in den Wald spazieren gegangen. Die beiden zogen ab mit der Weisung, ich möge das Schriftstück unterschreiben und mit der Post einsenden. Nach einigen durchwachten Nachtstunden entschloß ich mich zur Unterschrift in der Erwägung: „An der Verweigerung meiner Unterschrift geht das Hitlerreich doch nicht zu Grunde, aber die Kirche hat einen Priester weniger und vielleicht müssen manche Gläubige ohne Sterbsakramente sterben oder sonst infolge Priestermangels an ihren Seelen Schaden leiden.“ //13

²¹ Mathias Bogenschütz (* 13. 5. 1884 in Stein bei Hechingen, † 30. 3. 1944 in Kettenacker) wurde wegen Beleidigung der Deutschen Wehrmacht 1940 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Vgl. Hehl, Ulrich von/Kösters, Christoph (Hg.): Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung, Bde. 2, Mainz ³1996, hier Bd. 1, S. 604.

²² Dr. Heinrich Feuerstein (* 11. 4. 1877 in Freiburg, † 2. 8. 1942 in Dachau) wurde wegen seiner Predigt gegen das Euthanasieprogramm im Januar 1942 von der Gestapo verhaftet und am 15. 6. 1942 nach Dachau deportiert, wo er verstarb. Vgl. Hehl/Kösters, Priester unter Hitlers Terror, Bd. 1, S. 611. Jeweils mit weiterführenden Literaturangaben.

²³ Anton Fränznick (* 9. 8. 1889 in Rohrbach, † 27. 1. 1944 in Dachau) wurde wegen Kanzeläußerungen am 27. 6. 1942 von der Gestapo verhaftet und am 7. 8. 1942 in das KZ Dachau verbracht, wo er verstarb. Vgl. Hehl/Kösters, Priester unter Hitlers Terror, Bd. 1, S. 612.

IV.

**Wie die Entmachtung oder der Kladderadatsch des Dritten Reiches
in Bombach vonstattenging**

1. **Es wetterleuchtet:** Im November 1944 konnte auch ein Blinder merken, daß es mit dem ewigen Reiche zu Ende ging. Aufbietung des „Volkssturms“, zu dem endlich auch die Parteibonzen geholt allerdings nur in der Nähe verwendet wurden. Das Schanzen und Stellen bauen am Kaiserstuhl und in der Rheinebene bis an Bombach heran, als ob das gegen die Flugzeugeschwader und die fliegenden Festungen etwa nützen könnte, mußte fast ausschließlich von Frauen und Mädchen geleistet werden, auch von Bombachern. Aus den Vorkehrungen unseres großen Generalstabes glaubte ich schließen zu müssen, daß der Feind in unsere Gegend vom Rhein her einrücken würde und rechnete mit unserer Evakuierung. Um nicht alles auf die letzte Minute ankommen zu lassen, schaffte ich an einem trüben Novembertage einen Wagen voll Kirchensachen – Monstranz, Kelche, Wetterkreuz, die kostbarsten Paramente. [sic!] Bauer F. R. fuhr mit mir ins Ungewisse. Früh morgens fuhren wir los, blieben schon in den „Schnecken“ beinahe im Bombacher Dreck stecken, hatten uns zum Ziel Oberbiederbach gesetzt, landeten aber dank der göttlichen Vorsehung in Oberspitzzenbach nachmittags nach 3 Uhr. Hier konnten die Sachen gut untergebracht werden in der oberen Sakristei des Filiationkirchleins. Der Mesner ist zugleich Gastwirt. Wir ließen ihn mithalten und von unserem Wein trinken, den wir fürsorglich mitgenommen hatten, er selber hatte keinen zum ausschenken. In der Gaststube waren drei Familien untergebracht: eine aus Wien, die andere von der Ostsee, die dritte irgendwo anders her. Sie strebten alle zum Rhein! Wir machten ihnen klar, daß sie da in eine brenzlige Gegend geraten würden. Vom Wirtstisch aus erkannte ich in der Ferne in der Abenddämmerung die Konturen der Hörnlebergkapelle und empfahl der lieben Mutter Gottes, unsere kostbaren Sachen unter ihren Schutz zu nehmen, was sie auch wirklich vorzüglich getan hat. Nachdem auch die Pferde den Hafersack geleert hatten, gab es eine abenteuerliche Rückfahrt durch tiefe Dunkelheit, manchmal geradezu gespensterhaft, da uns immer wieder Menschen begegneten, welche vom Rheine her ostwärts flüchteten mit Fahrzeugen jeglicher Art bis zum Ziehkarren und Kinderwägelchen. Im Februar machte ich nochmals den gleichen Weg mit einem Militärgespann, das mich und einige meiner und meiner

Haushälterinnen Sachen, darunter auch ein Bett und 10 Flaschen Meßwein. [sic!] Denn ich dachte mir meinen Rückzug: 1. Etappe Oberspitzenbach, 2Te Rohrhardsberg Schonach, wo ich früher Vikar war, und dann als dritten und letzten Zufluchtsort meine Heimat Spitalhof-Sägmühle-Tannheim am Fuße des Ochsenberges, wo ehemals meine Wiege stand. Aber es kommt bekanntlich 1. immer anders, 2. als man denkt, und als unser Generalstab gedacht hat! Die Franzosen rückten in Bombach ein am 20. April 1945, in Oberspitzenbach schon zwei Tage früher, aber in beide Orte nicht vom Rhein, sondern vom Kinzigtal her – De Gaule [sic!] dirigierte ganz vorzüglich vom Pfarrzimmer in Berghaupten, nur bekamen seine Soldaten viel Durst und tranken beim Mesner und Gastwirt in Oberspitzenbach das einzige Getränk, das sie in dessen Keller vorfanden, nämlich meinen Meßwein radikal, sogar die Flasche Süßen die dabei war für die ärgste Winterkälte. Diesen meinen Kriegsverlust verschmerzte ich gern, als ich alles übrige auf Christe Himmelfahrt wohlbehalten wieder zurückholen konnte auf nochmals abenteuerlicher Fahrt, nachdem ich zu den Pferden des Bur mit Mühe 2 weitere und einen Fuhrmann hatte auftreiben können.

//14 Von Ende November 1944 bekamen wir Einquartierung durch unsere Truppen, die langsam aus dem Elsaß zurückgetrieben wurden. Zuerst eine Handwerkerkompagnie, die bei uns bodenständig wurde, fast bis zum Schluß. Es kamen aber auch Kolonnen, Artillerie und schließlich auch Infanterie. Zwei Tage nach Ankunft der ersten Infanteristen sagte ich: „Wir sind dem Ende nahe, unser Heer ist ja in voller Auflösung begriffen.“ Bei den „Gemeinen“ Stumpfsinn, vollständige Apathie, was auch begreiflich war. Bei den Offizieren war es verschieden. Ich hatte den ganzen Winter den Kommandeur der Handwerker, Oberfeldwebel Ziemer im Quartier. Er hatte schon den 1. Weltkrieg mitgemacht und war ein ruhiger, sympathischer Mensch, mit dem man vertraulich reden konnte. Er mußte jeweils nachts mit seinen Leuten Material über den Rhein herüber schaffen. Er bedauerte sehr, daß es so weit war, daß „ein Liter Benzin höher gewertet wurde als ein Soldat und sein Leben.“ Als in der Weihnachtszeit im Radio und in den Kriegsberichten Siege und große Vormärsche gemeldet wurden, glaubte er – angeblich – daran, ich aber dachte an die Anfangerfolge der zweiten Marneschlacht 18. 9. 18! Im neuen Jahre bekam ich noch einen 2. Offizier ins Haus: Stabsveterinär Schremp [sic!] – aus der bekannten Brauerei – in Karlsruhe, im Frieden Tierarzt im dortigen städtischen Zoo. Zu diesen Vie-

chern paßte er mit seiner rabiaten Hitlergesinnung. Ihm folgte gegen Schluß, im März ein neugepackener, aus einem Zahlmeister – Scheinwerfer haben wir solche im 1. Weltkrieg titulierte – umgeformter Leutnant. Er glaubte fest an den auf 1. April ihnen durch Vau 3 und 4 zu bewerkstellenden Endsieg – so hatte es ein ganz hohe Persönlichkeit – wahrscheinlich Göbbels [sic!] – ihnen versichert!

Als zu den bisher Einquartierten noch Infanterie kam, wurde es knapp mit den Quartieren und gab Reibereien unter den Offizieren der verschiedenen Formationen. Die Herren von der „ewigen“ Infanterie brachten einen feinen Koch mit und leisteten sich auch einmal ein Festessen die ganze Nacht bis morgens etwa 6 oder ½ 7 Uhr – auch der Regimentskommandeur mit Herren vom Stab war aus einem Nachbarort dazu herbeigekommen. Unserer Bevölkerung und unseren Flüchtlingen aus den Rheindörfern wurde bei Bekanntwerden der Speisefolge der Mund recht wässerig. Anfangs waren die Truppen noch glänzend gepflegt, besonders mit Fleisch, mehr als sie verzehren konnten – aus dem Elsaß abtransportiertes Vieh! Ende März und im April merkte man, daß Mathäi am letzten war. Die Truppen kamen mit unvorstellbar vielen Autos an, mußten dieselben aber bei weiteren Rückmarsch stehen lassen wegen Benzinmangel – im Walde lagerte noch lange nach dem Krieg der reinste Wagenpark! Mancher Formation fehlten die Sanitäter. Eine Abteilung Artillerie erhielt ganz kurz vor dem Zusammenbruch acht tagelang keine Verpflegung und wurde von unserer Bevölkerung ernährt – in der Freigebigkeit sind ja die Bombacher lobenswert! Es wurde das, wie wir noch erfahren werden, die Rettung unseres Dorfes. Almosengeben armet nicht!

Die sittliche Verfassung der Soldaten, wie wir sie oben im dritten Abschnitt kennen lernten, ließ auch Schlüsse ziehen auf deren religiöse. Als das Schulzimmer mit Infanterie belegt war, verschwand das Cruzifix von der Wand, wo es seit zwölf Jahren einträchtig mit dem Hitlerkonterfei gehangen war. Es wurde allerdings nicht zerstört, sondern nur abgehängt und auf dem großen Schulkasten versteckt. Ich schärfte gleich anfangs von der Kanzel mehrmals ein, meine Pfarrkinder sollen den Soldaten mitteilen, ich sei ein ehemaliger Feldgeistlicher, ich würde mich //15 freuen, wenn sie an unserem Gottesdienste teilnehmen, sei auch jederzeit, bei Tag und bei Nacht bereit zur Spendung der hl. Sakramente, sie bräuchten nur am Pfarrhaus anläuten. Es wurde aber nur sehr sporadisch davon Gebrauch gemacht. Eigentlichen Militärgottesdienst abzu-

halten war ja schon 1939 uns Zivilpfarrern verboten worden. Von der Fastenzeit an hielt ich an Sonntagen neben zwei Vormittagsgottesdiensten auch einen dritten am Spätnachmittag. Sie wurden von den Flüchtlingen aus den Rheindörfern, auch von denen, welche in Malterdingen untergekommen waren, gut besucht, aber von Militärs nur ganz vereinzelt. Wie ich glaube, war es ihnen nicht direkt verboten, wie in St. Ulrich dem Arbeitsdienst, wo am Dreifaltigkeitssonntag den im Pfarrhaus zahlreich Einquartierten für die Zeit des Vormittagsgottesdienstes Hosenwaschen befohlen war und nie einer einen Schritt in die Kirche machte. In Bombach wurden unsere Kirchgänger einmal von zurückmarschierenden Infanteristen ausgelacht, die sicher zu einer anderen Zeit als während des Hauptgottesdienstes hätten ausmarschieren können.

In der Nacht vom 7./8. Dezember 1944 konnte ich in Erwägung der kommenden Dinge stundenlang nicht schlafen. Die Lage unseres Dorfes ließ mich nichts gutes ahnen. Der Engpaß zwischen Riegel und Häcklingen [sic!] mit dem Durchfluß der Elz, die beiden Höhen nördlich und südlich unseres Bombacher Dorfbächleins – von der ersteren kann man das Straßburger, von letzterer das Freiburger Münster sehen – für Artilleriestellungen zur Beherrschung des Kaiserstuhles und der weiten Rheinebene wie geschaffen! Schon Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau lagen 1298 an der Elz einander gegenüber, vergleiche das Gewann „Albrechtsschanze“ bei Wagenstadt! Dazu das günstige Rückzugsgelände östlich von unserem Dorfe durch die dichten Wälder auf die Schwarzwaldhöhen gegen Ottoschwanden! Tatsächlich lautete am 20. April 1944 die schon am Abend zuvor ausgegebene Parole: Bleichheim, Nordweil, Bombach bis zum äußersten verteidigen, um dem Feind den Einmarsch in die Freiburger Bucht und die Einnahme der Breisgauhauptstadt zu verwehren. Als ob das dem Kriege hätte einen anderen Ausgang geben können! Nun helf was helfen mag! Im halb protestantischen Wagenstadt war ja nachher das Gerücht verbreitet, „Der Erzbischof von Freiburg sei schuldig, daß *wir* den Krieg verloren haben, weil er auf dem Münster die weiße Fahne gehißt habe.“ Im Dunkel jener Nacht vor dem Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä und in Erinnerung an meine Erlebnisse im 1. Weltkriege stand die Lorettohöhe in Nordfrankreich mit ihren furchtbaren Kämpfen lebhaft vor der Seele. Loretto! Das gab mir einen Gedanken ein: Uns konnte nur übernatürliche Hilfe retten und mein Entschluß war gefaßt! Am andern Morgen waren die Pfarrkinder zahlreich zur hl. Messe gekommen, zur gewöhn-

lichen Zeit – der Feiertag durfte ja nicht gehalten werden – sondern es mußte Schule gehalten werden, Schanzgräben aufgeworfen und in den Fabriken Munition fabriziert werden. Ich schilderte den Pfarrkindern unsere Situation und forderte dieselben auf zu einer Novene mit Besuch der hl. Messe und Rosenkranzgebet, bei Verhinderung zu Hause, und zu einem Gelübde, daß jedes eine Wallfahrt in Maria Sand, Hecklingen, Hörnleberg oder Triberg mache und beitrage zur Stiftung einer Votivtafel für die Immaculata an einem dieser Wallfahrtsorte, wenn uns die Heimat erhalten werde. Es wurde allgemein befolgt, auch zum Erzengel Michael beteten wir jedesmal nach der hl. Messe, auch nach der Novene bis zum 20. April. Vergl. Verkündbuch für 2. Adventssonntag 1944.

//16 Die Weihnachtsfeiertage dieses Jahres wurden verschönert durch Vorträge eines Violinkünstlers aus dem Sudetenland in unseren Gottesdiensten. Derselbe stammt aus dem Sudetenland, wurde in unser Heer gepreßt bei der Feldküche und dann an der Front verwendet. Er zog noch einen andern Künstler bei, der in Landeck einquartiert war. Von hier aus schrieb er seiner Frau einen Brief, darum wendete er sich an mich, um von ihm ein Lebenszeichen zu bekommen, aber er ist jedenfalls bald nach dem Abrücken von hier ums Leben gekommen.

Am Stephanstag wurde Riegel mit seiner herrlichen Kirche mit Bomben belegt, während ich hier gerade noch auf der Kanzel war. Wie das krachte und wie unsere sowieso wackeligen hinteren Kirchenfenster klirrten! Alles wollte zur hinteren Tür hinaus. Es hätte vielleicht Tote gegeben, wenn ich nicht mit Stentorstimme gebrüllt hätte: Am Platz bleiben, an den Platz zurück, es ist nicht bei uns!

In der Karwoche wurde in Kenzingen unter anderem auch das Krankenhaus bombardiert, sodaß die Schwestern den Betrieb aufgeben und flüchten mussten. Da die SS, welche sich in Kirnhalde eingenistet hatten, nicht wichen, um dem Krankenhaus Platz zu machen, mußten die Schwestern sich verteilen und schauen wo sie unterkamen. Schwester Franziskana, gebürtige K. von St. Ulrich, wo ich vorher Pfarrer war, kannte mich und frug bei mir an, um Unterkunft. Dieselbe war ausgebildet, examiniert und schon jahrelang als Kinderschwester tätig gewesen mußte aber dann umlernen für Krankenpflege, damit der Hitlergeist in den Köpfchen der Kleinkinder leichter Fuß fassen konnte. Es kam durch Fügung der göttlichen Vorsehung noch Schwester Luzina, schon über 20 Jahre Operationsschwester in Kenzingen, eine überaus tüchtige und erfahrene Krankenschwester. Diese kamen mir sehr gelegen, denn bald

war kein Arzt mehr aufzutreiben. Soldaten, Flüchtlinge und Einheimische kamen in Scharen zu den Schwestern ins Pfarrhaus. Aus dem Umstande, daß die Apotheke von Kenzingen hierher in die Krone geflüchtet war und die Schwestern bei dem Personal gut gelitten waren, zogen wir großen Nutzen. Ich kaufte reichlich und billig, für über 100 Mark Medikamente auf Vorrat, solange sie noch zu haben waren. Ohne die Schwestern und Medizinen wären in den folgenden Monaten mehrere auf den Friedhof gekommen, die jetzt das Licht der Sonne noch schauen.

In der österlichen Zeit gab es hier Großbetrieb durch die Ankunft immer neuer Flüchtlinge aus den Rheindörfern, die immer mehr mit Bomben belegt wurden und niederbrannten. War das ein Elend! Wir hier konnten noch ruhig Ostern feiern, ja sogar Weißen Sonntag in gewohnter Weise abhalten. Schon Kenzingen und Herbolzheim mußten das verschieben. Doch das Unheil rückte immer näher heran.

2. Es blitzt und donnert, es pfeift und saust: Am 19. April 1945 war der von Norden durch die Rheinebene vordringende Feind nicht mehr weit weg. Man erfuhr, daß er schon Herbolzheim besetzt habe. Tatsächlich war er an diesem Abend auch schon Herr von Kenzingen, was aber hier nicht mehr allgemein bekannt wurde. Nachts, etwa 2 Uhr klopfte ein Volkssturmmann an meinem Pfarrhaus und bat um Nachtquartier. Er kam von Nordweil, wo er kein Quartier mehr gefunden hatte und war zum Umfallen müde und erschöpft. Es war K. S., Hausmeister des erzb. Kanzleigebäudes, Burgstraße 2, Freiburg. Er war mit seiner Kompanie den ganzen Tag und die halbe Nacht mar- //17 schiert und hatte sich mit Aufgebot seiner letzten Kraft noch herüber geschleppt, weil er mich kannte. Am Morgen beschrieb ich ihm den Weg hinter Heimbach und Landeck, daß er in großem Bogen um die Amtstadt Emmendingen herum kam, über Tennenbach, Buchholz, Heuweiler nach Freiburg, wo er abends spät ankam und der Krieg für ihn nun vorüber war. In Bombach war unterdessen allerhand passiert.

Schon am Vormittag begann es hier mit Volkssturmmännern und dann mit aktiven Truppen zu wimmeln. Ich sagte: „Jetzt sind wir verloren.“ Später erfuhr ich, daß auch 6–8 SS von Riegel herüber beordert worden waren, um den Widerstand zu organisieren und zu überwachen. Zwei Bauern von hier hatten am Vorabend auf dem Königsträßle und in den Schnecken unbemerkt Offiziere belauscht, welche die Lage und strategische Situation berieten und Bemerkungen machten wie: Bleich-

heim, Nordweil und Bombach, diese schwarzen Nester müssen mit mehr Truppen besetzt werden, müssen bis zum äußersten verteidigt werden. Tatsächlich kamen am 20. vormittags Volkssturmmänner und reguläre Truppen wie aus dem Boden heraus. Etwa um 10 Uhr kam ein Stabsarzt ins Pfarrhaus um meinen Keller zu besichtigen. Er beschlagnahmte denselben als Verbandsplatz. Ich verabfolgte ihm zur Stärkung einen Schnaps, erfuhr aber später, daß er ihn eigentlich nicht verdient hatte. Er war ein großer Nazi und marschierte am andern Tag in Zivil in Freiburg herum seelenvergnügt, während seine Soldaten in Gefangenschaft abgeführt waren. Ich sagte meinen Leuten, macht voran, es geht bald los, wir wollen noch schnell zu Mittag essen. Danach regalierte ich einige Soldaten mit Most, wenn ich nicht irre, waren es Vorarlberger. Nach 12 Uhr entdeckte ich zwei Soldaten unter dem großen Kirschbaum des G. B., hinter der Kirche an dem Fußweg über das Bergle in die Schnecken und fing an mit ihnen zu sprechen. Ich glaubte, sie hätten Schatten gesucht. In Wirklichkeit waren sie aufgestellt, den Weg zu bewachen. Daß in dem Gebüsch über den drei Priestergräbern an der Chormauer der Kirche zwei Infanteristen mit Handgranaten versteckt waren merkte ich nicht, obgleich ich daran vorbei ging. Erst zwei Tage später fand ich die Handgranaten und Buben hatten die Soldaten in dem Versteck gesehen. Auch in dem Wäldchen, das den Pfarrgarten abschließt, waren Soldaten versteckt gewesen. Wir fanden später dort eine Panzerfaust. In und um das Dorf herum lagen ungefähr 25 Stück davon. Alle Ein- und Ausgänge um das Dorf waren besetzt. Es ging mir nach diesen Entdeckungen wie dem Reiter über dem Bodensee ein Gruseln! Was hätte das absetzen können, wenn ein feindlicher Panzer den Feldweg von den Matten herauf zum Pfarrgarten und der Kirche vorbei gekommen wäre, und die unsrigen zum Beispiel von den Priestergräbern her Handgranaten geworfen oder geschossen hätten! Das hätte geschienen, als kämen die Schüsse aus Gräbern «oder» aus der Kirche heraus; und die Flieger, die einem direkt über den Kopf sausten, hätten das Feuer der bei der Säge am Ausgang von Kenzingen aufgestellten feindlichen Artillerie auf unsere Kirche und Umgebung gelenkt, in wenigen Minuten später wären Kirche, Pfarrhaus mit 50 bis 60 Verschütteten unter den Trümmern gelegen. Die feindlichen Heeresberichte hätten der Welt bekannt gegeben: „In Bombach wurde aus Gräbern und der Kirche geschossen.“ Um 1 Uhr oder schon etwas früher als ich noch im Gespräch mit dem Posten unter dem Kirschbaum war, zischte die erste

Granate von Kenzingen her über unsere Köpfe hinweg, sodaß wir uns duckten und ich auf das Kirchendach schaute, ob nicht ein Stück weggerissen sei. Schleunigst verzog ich mich in den Pfarrkeller, wo sich unsere Nachbarsleute versammelt hatten.

//18 Andere, die schon offenbar vormittags Wind bekommen hatten, waren mit Vieh und Wagen in die Hohlpassagen und Unterstände ums Dorf herum geflüchtet. Im Pfarrkeller beteten wir den Rosenkranz. Als das Zischen und Krachen der Granaten immer ärger wurden, beteten wir Reu und Leid und ich gab die allgemeine Lossprechung. Schon kommt der Stabsarzt und zwei Sanitäter bringen die Frau R. auf einer Tragbahre. Auf dem Wege von ihrem Hause in den Keller hatte sie auf der Freitreppe einen Granatsplitter in Länge einer Spanne in den Unterleib bekommen. Der Stabsarzt ließ mir Zeit, ihr die hl. Ölung zu spenden. Nachher sagte er: „sie muß nach Emmendingen ins Krankenhaus, um sofort operiert zu werden, ich habe schon dem Bürgermeister den Befehl gegeben, ein Fuhrwerk zu schicken, geben sie eine Krankenschwester mit!“ Ich entgegnete: „Herr Stabsarzt, bei dieser Schießerei und Fliegertätigkeit ist doch die Fahrt nach Emmendingen unmöglich.“ Da setzte er schon die Amtsmiene auf: „Wenn sie dableibe, müßte sie in einem Zimmer bewacht werden, sie muß unbedingt fortgebracht werden.“ Ich ging in den Hof, um die Schwester Franziskana zu suchen. Gerade begegnete mir der Bürgermeister, ich sagte: „Das Fuhrwerk kommt sogleich, der Pole muß fahren, R. H. ist tot.“ Schon kam das Fuhrwerk mit dem Polen, ich fragte ihn, ob er sich in Emmendingen auskenne, was er verneinte, obgleich der Bürgermeister mir das Gegenteil versichert hatte. Beim Aufladen bat Frau R. händeringend: „Laßt mich doch hier, ich muß ja doch sterben.“ Der Stabsarzt blieb bei seinem Befehl. Unterdessen hatte ich der Schwester Franziskana eröffnet, daß sie auf Anordnung des Stabsarztes mitfahren müsse. Sie war zunächst sehr betroffen, stieg aber in hl. Gehorsam auf. Der Gedanke, es könnte ihr etwas passieren, war mir entsetzlich. Sie kam zu mir, weil man in Kenzingen allgemein Bombach für sicheren Zufluchtsort hielt. Auch ihre Eltern waren froh, als sie erfuhren, daß die Schwester bei mir in Sicherheit sei. Diese hatten 14 Kinder groß gezogen. Der Älteste, Rößle Wirt in St. Ulrich, Familienvater, starb den Heldentod, weiterer Sohn, Theologe im 3. Kurse starb im Lazarett. Drei weitere Söhne in Gefangenschaft, wovon einer vermißt geblieben ist. Man hatte die Schwerverwundete auf einem Wagen mit einem weißen Leintuch zugedeckt – geradezu ein Anreiz für

die Flieger. Ich requirierte im Pfarrhaus eine dunkle Decke. Unterdessen ist der Pole abgefahren. Ich springe dem galoppierenden Fuhrwerk nach und hole es ein bei H. S. um mich auch draufzusetzen, ein Stück weit mitzufahren und dann im Wald bei Heimbach das Fuhrwerk Deckung nehmen zu lassen, ich selber aber wieder zurückzukehren. In diesem Augenblick fährt der Mann der Verwundeten mit Pferd und Wagen daher, da fährt mir ein rettender Gedanke durch den Kopf: „Der Mann hat mehr Recht über seine Frau als der Stabsarzt.“ Derselbe hatte auch tatsächlich keine Lust zum Fahren, sondern lud mit meiner und der Schwester Hilfe die Frau auf seinen Wagen und fuhr damit in die Scheuer von M. hinter dem Rathaus und der Pole galoppierte heim. Unterdessen krepitierten immer neue Granaten in der Nähe. Ich reiße die Schwester in Deckung in den schmalen Eingang zur hinteren Rathaus-türe, wir werfen uns auf den Boden; die Schießerei wird ganz toll! Schwester: Auf, Auf, da können wir nicht liegen bleiben! Ich reiße den Zaun zusammen, der uns den Eingang zum Rathaus versperrt; schon sind wir drinnen, aber o weh, nur in der Scheuer mit einem dünnen Ziegeldach über uns. „Kommen Sie, wir müssen hinüber in die Krone, dort ist ein guter Keller“, aber ach! //19 Das Scheuertor ist mit einem starken Marderschloß zugeriegelt. Ich kann [es] mit aller Kraftanstrengung nicht aufbringen. Wir eilen zur hinteren Türe hinaus. Ein kräftiger Drahtzaun versperrt uns den Ausweg; mit einem Griff lege ich den selben um. Wir sind im Freien und mit wenigen Schritten in dem soliden Keller der beiden Fräulein L., die mit einigen Polen und zwei Soldaten darin sind. Ich gebe die allgemeine Lossprechung und wir beten den Rosenkranz. Gegen Ende desselben holt ein Soldat seine zwei Kameraden, indem er ihnen einen Befehl zu flüstert. Ich gehe mit der Schwester ins Freie, um zu beraten, ob wir nicht hinter das Schulhaus hinauf und von dort ins Pfarrhaus gelangen könnten. Dort wußte ja niemand, wo ich stecke und man benötigte mich vielleicht dringend. Aber die Schießerei war so heftig, daß wir uns wieder in den Keller zurückzogen und weiter beteten. Plötzlich auch Maschinengewehrfeuer hinter uns von Süden her – also Schießerei von allen Seiten. Ich kenne mich nicht mehr aus und bin wie versteinert. Plötzlich wird es totenstill. Ein Pole geht weg und kommt gleich wieder mit der Nachricht: „Es ist vorbei! Bombach ist übergeben, die Franzosen sind schon auf dem Rathausplatz.“ Wie ich später erfuhr, hatte Gemeindegemeinder Rieger durchs Gäßchen springend bei H. R. am Dorfeingang die weiße Fahne gehißt, die Soldaten und

Volkssturmmänner waren offenbar froh darüber und die wenigen SS hatten sich versteckt gehalten, der Mehrzahl nach auf der Heubühne des genannten Gemeinderechners, sei es, weil sie dort am entferntesten vom vermutlichen Kampfplatz oder am nächsten beim Pfarrhaus waren, vielleicht um den Pfarrer zu beobachten, ob er nicht mit der weißen Fahne zum Kirchturm steige und sie ihn dann „umlegen“ würden. Diesen Gefallen hätte er aber ihnen nicht getan!

Ich ging mit den Polen sofort aus L.s Keller auf den Rathausplatz. Da waren schon unsere Volkssturmmänner in einer langen Reihe der Krone entlang, die Offiziere am Rathaus her aufgestellt. Mein Erscheinen löste bei den mit aufgepflanzten Bajonetten bewachenden Franzosen ein lautes „Ah“ aus: „Voilà un Curé! – Schaut, ein Pfarrer!“ Mitten auf dem Platze bemühten sich deutsche und französische Sanitäter um einen schwerverwundeten Volkssturmmann. Ich geselle mich auch dazu. Er war bei Besinnung, ein Braunschweiger. Ich sorgte, daß er aus der Sonne in den Schatten verlegt wurde. Kurz darauf wurde er von einem französischen Sanitätsauto samt der Frau R. weggeführt, wie wir glaubten ins Lazarett nach Lahr, in Wirklichkeit nach Offenburg, wo die Frau von ihren fürchtbaren [sic!] Schmerzen am anderen Tage erlöst wurde, was wir aber hier erst nach Wochen erfuhren, da aller Verkehr zunächst vollständig stillgelegt war. Die Franzosen ließen mich vollständig ungeschoren und ich trat näher hin zu den Gefangenen. Schon zupft mich einer derselben am Rock: „Herr Pfarrer, sind sie doch so gut, und lassen Sie meine Frau in Freiburg wissen, daß ich noch am Leben und in Gefangenschaft bin!“ Adresse? ... Gut wird besorgt! Schon ruft mir ein zweiter: „Herr Pfarrer! Da drunten liegt unser Sanitätsfeldweibel Rejsek tot. Benachrichtigen Sie doch seine Frau in Freiburg! Adresse? Finden Sie in seinem Rucksack.“ Ja wo ist dieser? Auf unserem Transportwagen, Seitenweg vom Dorfeingang! Beim Wort Rejsek hatte er nach unten gezeigt, wie ich glaubte gegen den Rathauskeller. Ich ging gleich hinein und suchte alles gründlich durch, fand aber keinen Toten. So ging ich die Straße hinab gegen die Sonne, um endlich zur R. H. zu schauen, ob ich ihr nicht doch noch das hl. Öl spenden könnte, das ich ja den ganzen Tag bei mir trug.

//20 Der kurze Weg dahin wurde mir zu einem Erlebnis, das mir im 1. Weltkrieg noch nicht begegnet war. Es begegneten mir die von Kenzingen kommenden Panzerwagen und fuhren, da es bei uns nichts mehr für sie zu tun gab weiter nach Heimbach und Malterdingen. In letzterem

soll ein Offizier seinen Infanteristen befohlen haben auf einen solchen Wagen zu schießen, sei aber von seinen eigenen Leuten erschossen worden. Ich mußte haarscharf an den Teufelswagen vorbei, da sie sehr breit sind. Die Insassen, zum Teil Schwarze, sind gut gedeckt. Ich nicke ihnen ein Bon jour zu und wir kommen friedlich an einander vorbei. Von unserer Bevölkerung war noch niemand zu sehen. Sie hielten sich noch in den Kellern oder hinter den Fenstervorhängen auf, um sich vom ausgestandenen Schrecken zu erholen. Ich hatte so Gelegenheit diese Panzerungetüme aus nächster Nähe zu bewundern. Welch ein Kulturfortschritt! Da waren doch die Sichelwagen der Assyrer und die Elefanten Hannibals mit ihren Tod und Verderben speienden Türmen auf dem Rücken nur Kinderspielzeuge! Eine alte Bombacherin sagte später ein Wort vernichtender Kritik für unsere Generalstäbler und den „größten Feldherren“ aller Zeiten: „Wie kann man mit so elenden Infanteriegewehrlein gegen solche Panzer schießen!“ Die Wirkungen der Panzergeschosse konnte ich gleich studieren am Gesicht meiner lieben Schülerin R. H. Bei der Einfahrt ins Dorf hatten die Panzer heftig gefeuert, wie sich an den umliegenden Häusern zeigte: Sonne, G. B. und das Doppelhaus Alb. H./S. Ein Geschoß war durch den Holzpfosten der Kellertüre bei H. durchgegangen, hatte die beiden eichenen Böden eines großen Fasses durchgeschlagen und der neben ihrem Vater dahinterliegenden Rita als Querschläger das ganze Gesicht einfach wegrasiert. Ich habe in Lazaretten und auf Verbandsplätzen an der Lorettohöhe, in der Champagne, in der Somme Schlacht und vor Verdun allerhand grausiges gesehen, aber etwas so entsetzliches doch nicht! Nur durch eine Mauer getrennt lag im Keller des Waldhüters S. dessen Frau. Ein Panzergeschoß war beim Durchschlagen der Mauer ebenfalls zum Querschläger geworden und hatte das Gesicht der Frau «eben» so radikal und schrecklich wegrasiert, «wie das der Rita». Fortschritt der Technik, der Kultur, der Humanität im 20. Jahrhundert, der mit so begeisterten Hurrarufen begrüßt wurde, als in der Neujahrsnacht 1900 im Theologischen Konvikt zu Freiburg eine Mitternachtsmesse mit Weihe des Menschengeschlechtes an das Heiligste Herz Jesu gefeiert wurde. Ich höre die Rufe heute noch, denn mein Freund Strohmeyer²⁴ und ich waren als die zwei handfesten Be-

²⁴ Wohl Willibald Strohmeyer (* 6. 7. 1877 in Mundelfingen, † 22. 4. 1945 in St. Trudpert), ab 1939 Dekan des Dekanats Neuenburg, wurde am 22. 4. 1945 bei St. Trudpert von Mitgliedern der SS verschleppt und erschossen. Vgl. Hehl/Kösters, *Priester unter Hitlers Terror*, Bd. 1, S. 652.

wohner des Convikts hinter die geschlossene Türe des Kirchleins als Sicherheitsposten gestellt worden!

Nachdem über 300 Panzer durchgefahren waren rückte zahlreiche Infanterie ein und suchte Quartiere. Wenn diese in dem so wie so vollgepfropften Dorfe blieben und die in den Kellern liegenden Wein- und Schnapsvorräte sich einverlebten – es war zudem ein recht warmer und Durst erregender Tag gewesen – dann wehe unserer Frauenwelt! Es ist mir aber nur ein einziger Vergewaltigungsversuch bekannt geworden. Die Plündererei wurde erst systematisch betrieben, als das Feldheer den Etappe- und Besatzungstruppen Platz gemacht hatte. Mit den quartier-suchenden Truppen knüpfte ich Gespräche an und versicherte dieselben, hier könnten sie keine Unterkunft finden, da das Dorf zu klein sei. Tatsächlich zogen die meisten weiter. Auf dem Transportwagen der Volksturmkompanie lag ein ganzer Stapel von Rucksäcken, welche die Tornister hatten ersetzen müssen. Da ein Doppelposten mit aufgepflanzten Bajonetten dabei stand, gelüstete es mich nicht, nach den Sachen des † Rejsek zu suchen.

//21 Endlich kam ich ins Pfarrhaus zurück. Auf dem Wege dahin rief ich den Franzosen zu, hier könnt ihr nicht bleiben, das Dorf ist zu klein. Davon hatten sich offenbar auch die Offiziere überzeugt und sie zogen weiter. Nur eine Wache blieb auf dem Rathaus. Dort mußte der abgesetzte Bürgermeister und 6 Bürger am Boden liegend übernachten, als Geiseln. Wehe, wenn ein einziger Schuß im Dorfe gefallen wäre, alle 7 wären sofort erschossen worden! Zu ihrem Glück wurde das Rezept des Bluthundes Himmler nicht erfüllt, das er als eine seiner letzten Heldentaten von sich gegeben hatte als Anweisung, wie der Feind zu empfangen sei!

Allmählich wagte sich die Bevölkerung wieder ans Tageslicht, war aber noch sehr verängstigt und verschüchtert. Gegen Einnachten kam, ich weiß nicht mehr wer, ins Pfarrhaus mit der Nachricht: „In den Schnecken liegen zwei tote deutsche Soldaten.“ Ich eilte hin und zog den Totengräber bei zur Feststellung der Personalien und Bergung. Sie lagen neben einander unter einem Baume am Fußpfad, der von der Kirche hinüber führt. Offenbar hatten sie auf einen Panzer der am Dorfausgang gegen Heimbach fuhr ohne jegliche Deckung mit Infanteriemunition geschossen, sie waren von ganzen Streifen solcher über Brust und Schultern schwer umhängt. Der Panzer hatte – wie die Spuren zeigten in die Äcker hinein abgedreht und die beiden Schützen unter dem Baume aus

nächster Nähe erledigt. Dieselben hatten furchtbare Verwundungen, die Leichenstarre war schon eingetreten. Die Soldbücher verzeichneten: Volkssturmmann L. S., Malermeister in Freiburg und E. W., von Schweighausen bei Gellenhausen in Hessen, beide Teilnehmer des 1. Weltkrieges. Bei letzterem war im Soldbuch ein Blatt herausgerissen, ich vermute, daß darauf seine Zugehörigkeit zur Waffen SS verzeichnet gewesen war. Er hatte einen furchtbaren Brustschuß. Das in der Brusttasche steckende Notizbuch war von Blut ganz durchtränkt und zerfetzt. Ich ließ beide mit ihren verglasten Augen, und erstarrten, weit ausgestreckten Armen über das Bergle herübertragen auf den alten Friedhof hinter der Kirche und hüllte sie in eine Feldplane. Bevor ich ins Pfarrhaus eintrat, redete ich noch mit der Nachbarin Frau S. und ihrem Sohne A., da eilte aus dem Stall hervor über den Hof ein Soldat und verschwand eiligst in S. Haus. Die Frau getraute sich nicht hinein. So ging ich in das Haus. Der Flüchtling erklärte, daß er sich im Hühnerstall versteckt gehalten hatte und bat um Brot und einen Zivilkittel ... Nicht weit davon, bei der Witwe E. hatte sich ohne deren Wissen ein Soldat auf dem Speicher die Nacht über versteckt gehalten und ging dann anderen morgens durch. Auf der Heubühne des Gemeindsrechners Rieger hatten sich mehrere SS, die von Riegel herüber gekommen waren, versteckt und wurden von der dort als Magd dienenden Polin beim Eierausnehmen entdeckt. Es war ausgeschellt worden, daß es streng verboten sei Soldaten Versteck zu gewähren, darum erklärte ihnen R., sie können im Hinblick auf seine 15 köpfige Familie nicht da bleiben. Sie versuchten über die Höhe in den Wald durchzukommen, was ihnen aber nicht gelang. Darum mußten sie sich wohl oder übel auf dem Rathaus gefangen geben. Meine Vermutung, warum sich diese SS gerade in der Nähe des Pfarrhauses ihr Versteck gesucht hatten, habe ich oben schon angedeutet. Ganz heldenhaft benahm sich der zweitgrößte Hitlerheld von Heimbach an diesem Tage. Am Vormittag tauchte er mit der Sturmbinde am Arm hier auf, redete die Schnecken herunter große Tiraden, wie er herübergekommen sei, um den Bombachern ein gutes Beispiel der Tapferkeit zu geben und zum Siege zu verhelfen. Während der Schießerei hielt er sich dann //22 im Keller bei H. S. versteckt, entlieh von diesem einen alten Zivilkittel, stand die Hände in den Hosentaschen unter der Haustüre und schaute vergnügt zu, wie die gefangenen Volkssturmmänner abgeführt wurden. Der Bezirksleiter Senft in Emmendingen war noch schlauer. Ursprünglich Kreisleiter in Buchen, wo er es dem Pfarrer

Depisch²⁵ von Osterburken so wüst gemacht hatte, dann nach Emmendingen versetzt, redete er ganz große Töne. Dort unten habe er 4000 zum Austritt aus der Kirche gebracht, hier oben müssen es aber 10000 werden. Auf dem Michelsberg bei Riegel hatte er einmal die Jugend zu einer Sonnenwendfeier versammelt und ihr eine arische Predigt gehalten. Einige Wochen vor Zusammenbruch hatte er jedenfalls erfahren, wie in unserem Bezirk gesungen wurde:

„Der Volkssturm zieht (zum Schanzen) an «den Rhein, »
Mit Spaten, Most und Wein;
Auch Brot und Wurst sind mitzubringen,
Doch der Senf der bleibt in Emmendingen.“

Da wurde es ihm ungemütlich im Breisgau und er ließ sich nach Villingen versetzen. Der Bürgermeister von Heimbach, eine ganz rabiante Nummer, setzte sich am 20. April, schon morgens früh in sein Auto, aber in Furtwangen ging ihm das Benzin aus, und er wurde dort von den Franzosen geschnappt und in ein Lager bei Singen verbracht. Seine Tochter verstand es, ihn mit Hilfe eines französischen Offiziers, bald wieder nach Hause zu bringen. Das waren die großen Maulhelden, es gab deren ja viele, besonders in den obersten Regionen! E. W. hatte in den Schnecken wenigstens noch Mut gezeigt!

Die Nacht des 20. April 1945 war über Bombach angebrochen. Ich dankte Gott: „Gratia Dei quia non sumus consumpti!“ Es war mir und ist mir heute noch ein Rätsel, daß bei der zweistündigen, wahnsinnigen Schießerei nicht mehr Unheil angerichtet worden war. Die Übergabe war gerade noch rechtzeitig im letzten Augenblick erfolgt. Die vorn beim Kenzinger Friedhof und der Säge stehende, ziemlich schwere französische Artillerie mit ihren Langrohrgeschützen hatte gerade zu Phosphorgranaten gegriffen. Die erste saß schon auf dem Speicher im Hause der M. H., nicht weit von der Kirche, hatte aber zum Glück nicht gezündet. Da ging die weiße Fahne hoch und wir waren gerettet. Ich war an diesem Abend totmüde, wie manchmal im ersten Weltkrieg draußen auf den großen Schlachfeldern des Westens. Ich glaube, ich bin an diesem unvergeßlichen Tage mehr ins Bett gefallen, als hineingestiegen. Das „ewige[“] Reich war in Bombach vorüber, „die Franzosen[“] hatten die Macht ergriffen dieseits des Rheines! Für wie lange? Mich schauderte.

²⁵ Oskar Deppisch (* 18. 4. 1891 in Steinfurt, † 18. 7. 1939 in Brombach), zwischen 1932 und 1934 Pfarrer in Osterburken.

Dann schlief ich ein bis zum Morgengrauen. Im Dorfe hatte nach dem furchtbaren Lärm des Tages unheimliche Ruhe geherrscht.

3. Was nun? Am anderen Morgen war alles ruhig, nur auf unserer Straße war Großbetrieb, der mehrere Tage anhielt. Das französische Heer zog durch unser Dorf nach Freiburg und ins Oberland infolge Umleitung, weil die Kenzinger Elzbrücke von den unsrigen gesprengt worden war. Es war 21. April, also Fest des heiligen Bruders Konrad. Zu gewohnter Zeit trat ich an den Altar. Beim Confiteor begann ein unheimliches Artilleriefeuer. Die Nachbarsleute stürzten in die Kirche und schriegen: „Macht die Kellertüre des Pfarrhauses auf, daß wir unterstehen können“. Die Kirchgängerinnen sprangen auch davon. Ich blieb allein mit den beiden Schwestern. Beim Evangelium überlegte ich, ob ich nicht die hl. Messe abbrechen und auch verschwinden solle, was ich selbst «bei» den verschiedensten //23 kritischen Situationen 1914/18 nie getan hatte. Im Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Konrad las ich die hl. Messe zu Ende, ohne daß etwas passierte. Die Schießerei war ein Duell zwischen unserer, noch am Kaiserstuhl stehenden und der franz. Artillerie in unserem Rücken in Ottoschwanden. Als ich aus der Kirche trat, brachten der alte G. und noch ein Mann auf einer Tragbahre einen toten Sanitäter. Derselbe war gefunden worden in der Scheuer des G. B. am Dorfeingang wo er offenbar Schutz gesucht und von einem Granatsplitter getötet worden war. Offenbar war er von den Franzosen ausgeplündert worden. Er trug nicht einmal eine Erkennungsmarke. Am andern Tag fand ich einen ganzen Pack solcher auf dem Transportwagen der Volkssturmkompanie. Nur eine evangelische Bibel trug er noch in der Rocktasche. Darin stand der Name: Dr. R., Apotheker in Freiburg. Unter diesem Namen begrub ich ihn dann auch. Nach dem toten Rejsek hatte ich suchen lassen, aber er wurde nirgends gefunden. Jetzt ging ich selbst auf die Suche, sogar bis Malterdingen, wo ihn jemand am Wege liegen gesehen haben wollte. Immer wieder kamen Leute mit der Nachricht, da liegt noch ein Toter, dort liegt noch ein Toter, bis ich der Gespensterfurcht ein Ende machte: „Wer jetzt noch einen Toten findet, hat denselben sofort hier her zu bringen.“ Erst einige Tage später konnte ich durch irgend einen Volkssturmmann feststellen, daß Rejsek der Tote sei, den ich schon irrtümlich unter dem Namen R. beerdigt hatte. Letzterer kam glücklich aus der Gefangenschaft zurück. Die Personalien aller drei toten Soldaten gab ich zum Eintragen ins Totenbuch aufs Rathaus dem

Ratschreiber, aber ich konnte von dort keine Erlaubnis zum Beerdigen erhalten. Wir waren ohne weltliche Obrigkeit. Der Bürgermeister war von den Franzosen abgesetzt, diese hatten das ganze Rathaus durchstöbert und es stand tagelang offen. Der ganze Rathausplatz war mit Papieren und Akten übersät, die herausgeworfen waren. Ich übernahm die Regierung, militärisch gesprochen – Ortskommandantur. Ich ordnete auf dem Friedhof an, daß der Totengräber für die drei Gefallenen je ein Einzelgrab aushob, was die Hitlerjungen besorgen mußten. Beim Schreiner bestellte ich Einzelsärge. Die Hinterlassenschaften der Gefallenen packte ich je in ein Eßgeschirr derselben und expedierte sie mit weiteren Nachrichten über die Volkssturmänner und mit einer Namensliste derselben, die ich auf ihrem Packwagen gefunden hatte an das Erzbischöfliche Ordinariat zur Weiterbesorgung. Als ich nach einigen Wochen dorthin kam, standen die Sachen für Auswärtige noch im Geschäftszimmer, weil noch keine Post und Eisenbahn verkehrte.

Am Sonntag den 22. nach der Frühmesse beerdigte ich die Frau S. und R. H. – Letztere am Mittelweg des Friedhofs, daß die Mädchen in Zukunft eine stumme Predigt haben zum Nachdenken über den Satz: „Alte müssen sterben, Junge können sterben.“ Am Nachmittag beerdigte ich dann die 3 Gefallenen. Ich hatte während der 12 Hitlerjahren oft gedacht und gesagt: Ich möchte nur noch einmal auf die Kanzel steigen und von der Leber weg reden können, wenn der ganze Zauber vorbei ist. Es war mir eine wahre Wonne, die berühmte Palmsonntagsencyclica des Papstes Pius des XI. zu verlesen. Ich hatte meinem Vikar am Samstagmittag, als sie eben bei uns in Neudenu durch Extrabote einge- //24 getroffen war, gesagt: „*Die* wird sicher morgen früh durch den Gendarm abgeholt, aber sie wird verlesen und wenn es das Leben kostet. Sie sind noch jung und haben noch ein langes Leben vor sich, ich verlese sie selber. Schreiben Sie sie mit der Schreibmaschine ab, aber gleich, ich lege dann das Scriptum in den Tabernakel und hole es heraus nach dem Evangelium, bevor ich auf die Kanzel gehe, und wenn der Gendarm irgendwo steht, um das Verkündbuch zu durchsuchen, dann stecke ich sie in mein Stiefelrohr, wie seinerzeit im Kulturkampf einen Hirtenbrief.“ Meine Vorsichtsmaßregeln waren aber unnötig gewesen. Der Allgewaltige fühlte sich seiner Herrschaft so sicher, daß er glaubte, dem Papste Redefreiheit gewähren zu können, bis zum Tag der „Abrechnung“, wo dann „Köpfe rollen“ werden. Nach 2 Jahren „einmaliger Siege“ lernte «er» dann beten, aber das Gebet wurde zur Gotteslästerung. „Allmächtiger wir

bitten nicht, daß du uns helfen mögest, nein du mußt uns helfen, weil wir so mutig sind,“ hätte aber sagen sollen „so übermütig“. Nun war die Zeit der Redefreiheit angebrochen und ich hielt zu Beginn der Beerdigung unserer Kriegsoffer in der Kirche eine einstündige Leichenrede, bevor wir auf den Gottesacker gingen. Ich ging aus von dem Friedensbild unmittelbar nach der Einstellung des Kampfes am vorausgegangenen Freitag auf dem Rathausplatze. – Das ja die in den Kellern versteckte Bevölkerung nicht gesehen habe: Der Pfarrer schreitet ruhigen Schrittes zwischen den beiden feindlichen Parteien hindurch. Sein schwarzer Rock legitimierte ihn, er wird von den Franzosen empfangen: „Voilà un curré“ Er schreitet zu den beiderseitig sich um einen verwundeten Deutschen bemühen, mit der roten Binde gezeichneten Sanitätern. Diese rote Binde trägt das Zeichen des Kreuzes, des Zeichens der Einigkeit und Verbundenheit der Völker. Was wäre geschehen, wenn jemand mit einer Hackenkreuzbinde aufmarschiert wäre? – Was die Menschen und Völker entzweit und zur gegenseitigen Vernichtung treibt, ist die Sünde. „Die Sünde macht unglücklich die Völker.“ Die größte Sünde ist der Unglaube, der Abfall von Gott und Gottes Geboten.

Der Unglaube und die Gottlosigkeit war von den vergangenen „Gewalthabern“ in Deutschland zum „System“ erhoben. Die toten Pfarrkinder, die wir heute morgen begraben haben und die toten Volkssturmmänner, die wir jetzt begraben, und die Millionen gefallenen Krieger und die weiteren Millionen die unter den Trümmern zerstörter Städte und Dörfer liegen, sie alle sind Opfer des «gottlosen» vergangenen Systems. Zum Schlusse bemerkte ich: Wenn in den nächsten Tagen etwa der Pfarrer von Bombach am Fenster seines Schlafzimmers erhängt aufgefunden würde und man sagen würde, er habe sich selbst erhängt, so glaubet das nicht. Ich verwies auf den kurz vorher in der Zeitung veröffentlichten (wohl einer oder der letzte) Erlasse des Blutmenschen Himmlers, und erzählte den Fall des verhafteten «Kapuziners» aus Zell a. H., der sich im Gefängnis in Offenburg selbst erhängt haben sollte. Ich hätte aber selbst dieses Schicksal haben können wie der Pfarrer von Oberwittstadt²⁶ oder mein Freund von St. Trudpert²⁷ am 22. April

²⁶ Gemeint ist Alois Beichert (* 23. 11. 1893 in Rittersbach, † 2. 4. 1945 in Oberwittstadt), ab 1938 Pfarrer in Oberwittstadt. Wurde am Ostersonntag 1945 von Mitgliedern der SS verwundet und erlag am darauffolgenden Tag seinen Verletzungen. Vgl. Hehl/Kösters, *Priester unter Hitlers Terror*, Bd. 1, S. 601.

²⁷ Der oben erwähnte Willibald Strohmeyer, vgl. Anm. 24.

abends, wenige Stunden nach meiner Predigt «es hatte». Ich hatte keine Ahnung, daß die SS in der nahen Kirnhalde sich noch in den Wäldern herumtrieben, und erst etwa 8 Tage später durch eine franz. Streife, die Gegend von diesem Mordgesindel //25 gesäubert wurde. Nach der Predigt zogen wir auf den Friedhof. Dort hatte ich die Särge schon vor der Feier in die Gräber liegen lassen. Nach Vollendung der üblichen Zeremonien und Gebete ergriff ich noch einmal das Wort und erinnerte die Anwesenden – die ganze Dorfeinwohnerschaft – an die vielen, vielen Beerdigungen die ich im ersten Weltkriege an den Fronten gehalten hatte und sagte: Hoffentlich ist nun diese Beerdigung von gefallenem Krieger die letzte in meinem bewegten Leben gewesen. Draußen haben wir immer zum Abschied das Lied gesungen: „Ich hatte einen Kameraden. Das wollen wir nun auch singen“ ... Aber der Mesner und ein paar alte Krieger waren alle, die mich beim Singen unterstützten. Jungvolk und Hitlerjugend hatten offenbar das Lied noch nie gehört. Die mußten andere Lieder lernen. Eine Probe davon habe ich ins Pfarrarchiv gelegt, die Lieder, welche in der Schule sollten gesungen werden, als Ersatz für die christlichen Weihnachtslieder. Nur das Lied vom Tannenbaum hatte noch Gnade gefunden. Die übrigen: Welche Schmarren! Der Elsässer Lehrer hatte den Mut, sie nicht einzuüben.

Das Echo meiner Leichenrede: Am andern Morgen sagte mir eine Wohlmeinende: „Aber Herr Pfarrer, treiben sie doch keine Politik auf der Kanzel“, der große Wasserträger auf beiden Achseln aber äußerte sich: „Wenn jetzt der Pfarrer noch einmal Politik treibt geh ich nicht mehr hinein.“ Ein Anderer erklärte: „Wenn der Hitler wieder da ist, dann ist der Pfarrer der erste der fortkommt.“ So verdreht war den Menschen der Kopf geworden. Aber das Interessanteste war, daß niemand mehr Anhänger Hitlers gewesen sein wollte. Ein benachbarter Stadtpfarrer und Dekan soll auf der Kanzel gesagt haben: „Ich weiß nicht wie ich mir bald vorkomme, der Pfarrer und die Schwestern sollen die einzigen Hitler gewesen sein.“ Die größten „Heil Hitler“-Schreier und -innen waren bald die besten Freunde der Franzosen. Ein solcher von hier ging mit ihnen auf die Jagd und verzehrte mit denselben in seinem Hause, einen von seiner Tochter bereiteten Rehbraten. Ob das Kind, das diese später gebar von einem Franzosen stammt oder ...? sagt sie nicht.

In der Nacht vom Sonntag auf Montag feierten die Polen, die z. T. jahrelang hier als Bauernknechte arbeiten mußten und die – wenige ausgenommen – wirklich nicht schlecht behandelt wurden, ein Siegesfest.

Zunächst mit vielem Schnaps und dann einem Freudenschießen, nach Mitternacht bis gegen Morgen mit allen möglichen Feuerwaffen, die ja in reicher Auswahl und überreicher Munition auf dem Rathausplatz herumlagen. Es war eine ganz tolle und gefährliche Schießerei. Ein Besoffener, einquartierter Soldat, hatte im vergangenen Winter auch scharf geschossen und die Bevölkerung erschreckt, aber jetzt waren es über 20 Scharfschützen, die gar nicht genug bekommen konnten. Am anderen Nachmittag als ich hoffte, daß sie wieder nüchtern seien, ging ich von einem zum andern und nahm jedem das handgelübdlische Versprechen ab, in Zukunft solche Späße zu unterlassen. Nur einer war so sternhagelvoll, daß ich noch nichts mit ihm anfangen konnte. Die Schießerei wiederholte sich nicht mehr, aber es war doch eine Plage mit diesen Polen. Sie sagten zu ihren ehemaligen Dienstherrn: „Ich jetzt Meister und du Knecht.“ Ich hatte sie seel- //26 sorglich betreut, so gut es erlaubt war und sie hatten auch ordentlich mitgemacht. Aber es rächte sich schwer, daß in der „Systemzeit“ versucht worden war, anstatt des kath. Glaubens «ihnen» Unglauben beizubringen und daß man 17 Nationen – wie Goebbels sich einmal im Berliner Sportplatz gerühmt hatte – zu Munitionsarbeitern und Sklaven gemacht hatte. Unterdessen waren wir am Samstagabend einer ganz schweren Gefahr entronnen. Es wurde später bekannt und was ich im Folgenden schreibe, beruht auf zuverlässigster Information und genauer Schilderung von Beteiligten. Abends: «21. April» um 6 Uhr erhielt unsere bei Limburg eingebaute schwere Artillerie telefonisch „Feuerbefehl: Bombach sofort zusammenschießen!“ Man wollte offenbar für das franz. Heer die durch Bombach führende Umgehungsstraße unbrauchbar machen, als ob das auch nur einen halben Tag den Siegeszug der Franzosen nach Freiburg hätte aufhalten können. Bei unserer Artillerie löste dieser Befehl Schrecken und Bestürzen aus, denn dieselbe war kurz vorher länger bei uns im Quartier gelegen und über 8 Tage lang ohne jede Heeresverpflegung geblieben. Die Artilleristen wurden an unseren Familientischen mit ernährt und die Pferde mitgefüttert und nun: Bombach zusammenschießen! Munition war noch genug vorhanden bis zu 70 Schuß «pro Geschütz». Zusammenschießen ohne Warnung, wie viel Tote mußte das bei uns ahnungslosen Bombachern geben! Die Offiziere und die Kanoniere waren entsetzt. Einem rollten – wie es mir ein Augenzeuge später versicherte – Tränen über die Wangen. Es gab bange Minuten, was machen? – Befehl ist Befehl! Da rattert das Telefon wieder. Wird wohl angefragt: „Wo bleibt das befohlene Feuer auf

Bombach?“ – Nein! Befehl: „Sofort abprotzen, schleunigst nach Denzlingen, Glottertal, St. Peter, St. Märgen. Feind hat Emmendingen besetzt.“ Derselbe stand also den Unsrigen beinahe im Rücken. Eine Batterie hatte auf der Flucht zwischen Denzlingen und Glottertal 12 Mann Tote und Verwundete, die sie zurücklassen mußte. Also 2 mal blieben wir Bombacher im letzten Augenblick von großem Unheil verschont. Der Ungläubige mag es „glücklichen Zufall“ nennen, der Gedankenlose „gütige Fügung des Schicksals“, der gläubige Christ nennt es „Fügung der göttlichen Vorsehung auf die Fürbitte der Immaculata, die wir angefleht hatten von Maria Empfängnis bis 20. April.“[“] Nachdem die letzten Jahre wegen der immer größeren Fliegergefahr keine Prozessionen stattfinden können, im Winter 1943/44 man nicht einmal untertags auf dem Friedhof Beerdigung halten konnte, hielten wir am 25. April die Markusprozession wieder ab. Die Pfarrgemeinde beteiligte sich vollzählig daran. Beim Kreuz in den Matten am Waldweg nach Kenzingen ließ ich halten und hielt eine kurze feurige, improvisierte Ansprache des Inhaltes: „Wir sind aus den Katakomben emporgestiegen, wie die ersten Christen nach den langen blutigen Verfolgungen. Die Nacht des 3. Reiches ist vorüber, ein neuer Gottestag der Weltgeschichte ist angebrochen. „Stat crux dum volvitur orbis.“

Sobald freier Verkehr möglich war, machten wir am 29. 6. – Peter und Paul nachmittags geschlossene Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen nach „Maria im Sand“, bei Herbolzheim, um einen Teil unseres Gelöbnisses vom 8. Dez. 1944 zu erfüllen. Fast alle Pfarrkinder Groß und Klein – die abkommen konnten – machten mit. Es schlossen sich auch die Pfarrei Bleichheim mit seiner Filiale Nordweil an. Es war eine mächtige religiöse Kundgebung. In Herbolzheim, wo am //27 Morgen die Erstkommunion der Kinder stattgefunden hatte, wurden wir groß angestaunt. Wir waren die ersten, die mit Kreuz und Fahnen sich dort zu zeigen wagten. In Maria Sand hielt ich vor unserer Dankandacht eine lange Predigt. Am Schluß derselben flocht ich einen Passus ein über die Nächstenliebe, der sehr angebracht war, wie ich allerdings «erst» auf dem Heimwege erfuhr. Die Bleichheimer und Nordweiler hatten sich nämlich heftig gestritten um den Vortritt an der Spitze des langen, langen Zuges, welchen die ersteren den Filialisten nicht gegönnt hatten. Das war ja an und für sich ein edler Wettstreit, aber doch ein bedenkliches Zeichen, wie kleinlich und äußerlich die Christenmenschen trotz aller Erlebnisse der letzten Zeit geblieben waren. Das benachbarte Hecklin-

gen hat eine Muttergotteswallfahrt aus alter Zeit, die aber für die Umgehend praktisch eingeschlafen war und auch nur noch am Patrozinium, Mariä Himmelfahrt, gelegentlich erwähnt wurde. Am Nachmittag dieses Festes machte ich die 2. gelobte Wallfahrt, wiederum mit vielen Teilnehmern, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Die alte Hebamme und andere alte Leute, die nach Herbolzheim gefahren waren, machten diesmal den Weg hin und zurück zu Fuß. Am Eingang in den Wald schlossen sich die von ihrem Pfarrer geführten «Heimbacher» uns an und es war ein langer, erhebender Zug, diese betende Prozession unter dem Laubdach der sich darüber wölbenden Äste der uralten Buchen. Hinter der Hecklinger Burg war der Festplatz hergerichtet, zu welchem die Kenzinger mit den Wimpeln und Standarten ihrer Jugendorganisationen aus der Ebene heraufwallten. Von der südlichen Seite kam die ganze Pfarrei Hecklingen. Über den betenden und singenden Wallern schwebte das von kräftigen Jungmännern getragene und von weiß gekleideten Kranzjungfrauen begleitete alte Muttergottesbild – wahrhaftig eine schwebende und „wandelnde Madonna“! Es ergab sich eine sehr innige religiöse Dankeskundgebung zu Ehren der Himmelskönigin. Diözesanmissionar Reichenbach²⁸ hatte eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft für seine schöne, praktische Bergpredigt. Darüber wölbte sich ein wolkenloser Hochsommerhimmel. Es bot sich eine herrliche Rundschau in die Berge des Schwarzwaldes und der Vogesen. Aus der Ebene herauf grüßten die Kapellen „Maria im Sande“, die alte Martinskirche von Endingen mit ihrem Bilde der „weinenden Schmerzensmutter“ sowie die Muttergottes auf dem Lützelberg. Das Gnadenbild war in die Pfarrkirche nach Heimbach in Sicherheit gebracht worden und «hatte» dort «den» 20. April glücklich überstanden. Jetzt nahm es seinen alten Standort wieder ein. Wie von Himmelshöhen grüßte die St. Katharinakapelle, wie seit über 600 Jahren vom Kaiserstuhl herüber. Vom alten Riegel herüber schaute winkend und einladend die Kapelle des Himmelfürsten St. Michel. Ich schrieb ins Freiburger Katholische Kirchenblatt «einen Bericht» über unsere so schöne Feier hinter der Hecklinger Burgruine, worin zum Schlusse zu einer Männerwallfahrt, besonders der glücklich heimgekehrten Krieger eingeladen wurde, auf das 6 Wochen später stattfindende Michaelsfest daselbst. Leider kam der Artikel,

²⁸ Josef Reichenbach (* 30. 3. 1903 in Siegelau, † 19. 10. 1993 in Furtwangen), ab 1934 Diözesanmissionar, verlebte 1963 kurzzeitig seinen Ruhestand in Bombach.

dank der gemächlich arbeitenden französischen Zensur, die damals noch ihren Sitz in Konstanz hatte, erst in einer Oktobernummer, so daß die Wallfahrt nicht genug bekannt war. Die Teilnahme daran wurde auch beeinträchtigt dadurch, daß 2 Tage vorher Hochwasser der Elz, die von französischen Pionieren hergestellte Notbrücke weggeschwemmt hatte. Im folgenden Jahre wurden die Wallfahrten nach Hecklingen und «Riegel» an den nämlichen Tagen wiederum veranstaltet und bleiben hoffentlich eine ständige Einrichtung auch für die Bombacher. Nach Maria Sand pilgern dieselben ja sowieso fleißig.

//28 Auf den Hörnleberg wallfahren war nicht möglich, solange die Elzalbahn gar nicht und später nur bis Bleibach in Betrieb gesetzt war. Auf Triberg zu wallfahren versuchte ich auf das dortige Wallfahrtsfest Mariä Himmelfahrt 1946, aber es wurde dort das 300 jährige, auf 1944 fällige Wallfahrtsjubiläum nachgeholt. Dort eine Votivtafel anzubringen, wird seit der letzten Kirchenrestauration nicht mehr gestattet. Nur das große Bild, das die Stadt Villingen zum Dank für die Rettung im 30 jährigen Kriege gestiftet hat, hängt noch an der Wand. Darum steht das von uns am 8. Dezember 1944 gelobte Votivbild jetzt in unserer Bombacher Pfarrkirche zur Erinnerung für das gegenwärtige und für zukünftige Geschlechter an die gnädige Rettung durch Gottes Vorsehung auf die Fürbitte der hl. Gottesmutter und des hl. Erzengels Michael.

B. Am Montag den 23. April 1945 hatte ich das Jungvolk aufgeboten zum Absuchen des Geländes nach herumliegender Munition und Kriegswerkzeugen jeglicher Art und aller Kaliber, weggeworfen von unseren Soldaten und Volkssturmmännern. Der ganze Rathausplatz wurde angefüllt mit Mordwaffen, bis sie nach längerer Zeit endlich abtransportiert wurden, das noch brauchbare für die Franzosen, der Rest in den Wald zum eingraben. Für den gleichen Montag befahl ich auch die Jungfrauen, besonders die BDMädchen, mit Putzzeug, Schruppen und Eimern und Karren anzutreten, um die Kinderschule auszukehren. Dieselbe war teils durch Flüchtlinge, teils durch einquartiertes Militär der reinste d. h. unreinste Augiasstall geworden. Die Mütter sollten wieder Gelegenheit bekommen, ihre Kinder in Obhut zu bringen. Die Arbeit der Feldbestellung war sehr dringlich geworden und die meisten Mannsleute waren noch fort. „Tante Klärchen“, wie die „braune“ Hortnerin von Kenzingen genannt worden war, und ihre Helferin von Heimbach meinten zwar, sie könnten weitermachen, wie wenn nichts geschehen wäre.

Daran war nicht zu denken, obwohl die Hortnerin eine anständige Person und keine rabiate Hitlerin war. Sie hatte einmal einen schweren Anpiff erhalten, als unvermutet Inspektion von Emmendingen kam und die Kinder überraschte, wie sie zufällig ein Mutter Gotteslied sangen, was selbstverständlich ein schweres Verbrechen gegen das glorreiche dritte und ewige Reich war, obgleich die Kinder natürlich das Lied nicht von Tante Klärchen gelernt und in ihrer Abwesenheit angestimmt hatten. Nachdem ich fast 40 Jahre lang auf meinen Seelsorgsstellen das Wirken der barmherzigen Schwestern kennen und überaus hoch zu schätzen gelernt hatte, mußte ich in St. Ulrich und hier ihre Mitarbeit entbehren. Ich hatte mir oft den Kopf zerbrochen, wie Schwestern hereinbringen in der Nachkriegszeit. Ich konnte aber keine Möglichkeit dafür ausdenken. Nun waren zwei Schwestern da und ich begann die Station einzurichten. Der Hauptsache nach habe ich den Verlauf geschildert in den Aktenfascikel in der Pfarregistratur. Es kostete mich allerhand Anstrengung und nahm manchmal einen dramatischen ja abenteuerlichen Verlauf. Da Eisenbahn und Autoverkehr noch unmöglich waren, aber Eile notwendig war, da die Oberin in Kenzingen und die ganze Bevölkerung von Kenzingen die in über 20 jähriger Tätigkeit erprobte und beliebt gewordene Schwester Luzina unbedingt zurück haben wollten. Auch die Wagenstadter, die ihr einen Zufluchtsort gewährt hatten, wollten dieselbe haben und hatten schon eine Schwesternwohnung parat, was hier nicht der Fall war. So setzte ich mich kurzerhand für 2 – für mich – lebensgefährliche Reisen auf ein Damenrad, mit meinen alten, steifen Knochen konnte ich ein Herrenrad nicht mehr besteigen. Zunächst radelte ich mit Übernachten in Oberschopfheim, nach Gengenbach. Abgesehen von 2 Abstürzen verlief alles famos. Ich hatte genau gewußt, daß ich im Mutter- //29 Haus Gengenbach mehr vermag, als ganz Kenzingen und Wagenstadt. Ich brachte die Urkunde über Errichtung der neuen Schwesternstation Bombach glücklich nach Hause. Bald machte ich mich auf die Reise nach Freiburg, die noch viel abenteuerlicher verlief, auf wiederum geliehenem Damenrad. Dasselbe stellte ich im Hause der Diözesancaritas, «Waldstraße», unten abgeschlossen zu 2 anderen dastehenden Rädern. Während ich mit Prälat Eckert²⁹ wegen der weiteren zu unternehmenden Schritte zur Errichtung der Station unterhandelte

²⁹ Dr. theol. h.c. Alois Eckert (* 9. 1. 1887 in Pülfringen, † 25. 6. 1976 in Freiburg), 1952 Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten.

wurde ausgerechnet mein Rad gestohlen, die 2 anderen standen noch dort. Es war wenigstens ein humaner Dieb, denn das Päckchen mit meinem Brevier und Tagesproviand schnallte er ab und ließ es samt dem schönen Lederriemen zurück. Der Erzbischof, dem ich nachher bei der Suche nach meinem Rade in die Hände lief, tröstete mich, es war aber ein magerer Trost für mich: „Vorgestern ist im unteren Hausgang des Ordinariatsgebäudes auch eines gestohlen worden.“ Aber wie nun nach Hause kommen? Da erbarmte sich Freund Wendelin³⁰, der mich früher, als er noch in Mainz war, schon einmal beherbergt hatte. Es war aber diesmal nicht eben das Nachtlager von Granada, denn die Franzosen feierten im gegenüberliegenden Schwarzwälder Hof bis morgens 4 Uhr sehr laut das ich weiß nicht wie viele Siegesfest. Der Diebstahl war noch fatal aus einem viel später zu Tage tretenden Grunde. Der endlich vom Felde zurück gekehrte Mann der inzwischen verstorbenen Eigentümerin verlangte mir 100 Mark für das gestohlene Rad, das schon jahrelang gebraucht und ziemlich abgenützt war, und neu bei weitem nicht so viel gekostet hatte.

C. Es gab noch manche Arbeit und auch manchen Stoß in Bombach, besonders mit dem ersten Ortsgewaltigen, der ans Ruder gekommen war. „Ich bin der Bürgermeister von Bombach.“ Er war ein Elsässer und von einem anderen Elsässer eingesetzt worden, welcher sich selber zum Ortskommandanten von Malterdingen eingesetzt hatte, das zunächst unsere Amtsstadt geworden war in der Franzosenzeit... Seine ganze Regierungszeit und der Kampf um seine Nachfolge durch einen hiesigen Bürger wurde die reinste Tragikomödie. Er hielt mich für seinen größten Feind, machte sogar einmal eine Faust gegen das Pfarrhaus herauf und meinte, ich habe ihn gestürzt, weil der neue Landrat von Emendingen zu mir ins Pfarrhaus gekommen war, um sich beraten zu lassen, wer etwa als Bürgermeister hier in Frage kommen könnte; derselbe war so schlecht im Bilde, daß er auf seiner Kandidatenliste einen Bürger an erster Stelle hatte, den ich schon vor vier Jahren begraben hatte. Eine Tragikomödie auch deswegen, weil die Klatschsucht und abgründige Dummheit einer ganzen Reihe meiner Pfarrkinder offenbar wurde, die

30 Vermutlich der spätere Erzbischof von Freiburg Dr. phil. et theol. Wendelin Rauch (* 30. 8. 1885 in Zell am Andelsbach, † 4. 5. 1954 in Freiburg), 1948 Ernennung zum Erzbischof, der zwischen 1925 und 1938 eine Professur für Ethik und Moralphilosophie in Mainz innehatte.

meinten, sie hätten das Zeug Bürgermeister oder wenigstens Frau Bürgermeister zu werden und mich in Verdacht hatten, als ob ich sie um dieses Glück gebracht hätte, was gar nicht der Fall war. Ich will das alles nicht schildern, da ich eine Pfarrchronik und keine Ortschronik schreiben wollte.

V. Schluss

Die erste Zeit nach dem Zusammenbruch waren alle meine Pfarrkinder so zahm gewesen, daß es eine wahre Wonne war, Pfarrer in B. zu sein! Aber das Sprüchlein, welches schon im Mittelalter im Schwunge war und in alten Predigtbüchern zu finden ist, hat auch für unsere Zeit noch nichts eingebüßt an seiner Wahrheit und Treffsicherheit für das männliche, wie für das weibliche Geschlecht:

„Als der Teufel ward übel auf, und meint‘ er müsse gehen drauf, da wollt‘ er von übler Art abstehen und in ein Kloster gehen; Doch als er g‘nommen ein, und wieder kommen auf die Bein, //30 Da hat er’s wie zuvor getrieben, und ist der alte Teufel blieben“!

Was der Teufel alles angerichtet hatte in den 12 Jahren des ewigen Reiches und besonders während des letzten Winters bei der militärischen Einquartierung, „als die Leute schliefen“, wurde allmählich ruchbar im Herbst und Winter 1945. Skandal auf Skandal kam an das Tageslicht; es wollte kein Ende nehmen. Manches mußte in den Standesbüchern, anderes in den Gerichtsakten protokolliert werden, manches wird erst am jüngsten Tag verhandelt werden. Mein Herz erbebte, meine Nerven streikten. Die Krankenschwester und der Arzt wollten mich ins wieder eingerichtete Krankenhaus in Kenzingen überführen. Aber es war Advent geworden und ich blieb zu Hause. Für Weihnachten sicherte ich mir den Diözesanmissionar Reichenbach zur Aushilfe und zur Abhaltung eines Triduums, da doch schon eine Anzahl Krieger zurück waren, allerdings die zuletzt eingezogenen großen Hitler, die so lange verschont geblieben waren und nur linksrum kehrt machen brauchten, um bald wieder zu Hause zu sein! Ich hielt sachdienliche Vorbereitungspredigten und besonders die Letzte als wichtigste über eine gute Beicht. In der Christmette gingen 82 Männer und Jungmänner zur hl. Kommunion – es waren alle. Ich glaubte die Schlacht um die Seelen sei gewonnen, aber

ich wurde schnell um eine Illusion ärmer und um eine Enttäuschung reicher. Es gab leider welche, – in einer so kleinen Gemeinde allzu viele, welche die Predigt schwänzten und wenn sie nach derselben noch auf die Empore hinaufschlichen, hinter der Orgel, auch nach dem Sanctus sich derart benahmen, daß ihr Schwatz lauter war, als der Gesang des Kirchenchores. Einmal bot der Bürgermeister, einmal der Mesner Ruhe. Das und verschiedenes andere konnten meine Nerven auf die Länge nicht mehr ertragen.

Ich stand im 70. Lebens- und 45. Priesterjahre, davon waren 10 Kriegsjahre, die bekanntlich doppelt zählen und 17 Jahre war ich mit dem Missionsköfferchen landauf, landab gereist, zweimal mitten im Winter und mit 57 Lebensjahren nach Rumänien mit seinem kontinentalen Klima, das so bittere Kälte mit sich bringt. Darum und nachdem ich die Sicherheit hatte, daß Bombach wieder einen Seelsorger ins Ort bekomme – was mir wichtig war wegen der guten und braven Pfarrkinder – bat ich den hochwürdigsten Herrn Erzbischof um Versetzung in den Ruhestand.

„Ein Sämann ging aus, um seinen Samen zu streuen ...“

Ein Teil meiner Aussaat in den fünf Jahren ging auf und brachte Früchte. Gott sei Dank und Gott segne alle Bombacher. Die einen, daß sie weiter Früchte bringen, die andern, daß noch ein Teil des Samens nachträglich aufgehe zum ewigen Leben! ...

O! Wie viel hängt doch davon ab, in welcher Zeit ein Mensch, besonders ein Priester lebt und wirkt!

Die Hitlerzeit war eine böse, bitterböse Zeit ...

... eine furchtbare Unglückszeit für unser deutsches Volk bis ins letzte Dorf hinein.

Eine Unglückszeit für Europa, ja für mehr als die halbe Welt!!!!!!!!!!!!

„ut delirant reges plectuntur Achaii! “

„Die Sünde macht unglücklich die Völker.“

Fridolin Mayer, Pfarrer
Geistl. Rat, Dr. hc.